

Johann Löwen

Die Ratte des Warlords Band 1

Der Himmel im Absehen



EK-2 Militär

Liebe Leser, liebe Leserinnen,

Zunächst möchten wir uns herzlich bei Ihnen dafür bedanken, dass Sie dieses Buch erworben haben. Wir sind ein kleines Familienunternehmen aus Duisburg und freuen uns riesig über jeden einzelnen Verkauf!

Mit unserem Label *EK-2 Militär* möchten wir militärische und militärgeschichtliche Themen sichtbarer machen und Leserinnen und Leser begeistern.

Vor allem aber möchten wir, dass jedes unserer Bücher **Ihnen ein einzigartiges und erfreuliches Leseerlebnis** bietet. Daher liegt uns Ihre Meinung ganz besonders am Herzen!

Wir freuen uns über Ihr Feedback zu unserem Buch. Haben Sie Anmerkungen? Kritik? Bitte lassen Sie es uns wissen. Ihre Rückmeldung ist wertvoll für uns, damit wir in Zukunft noch bessere Bücher für Sie machen können.

Schreiben Sie uns: info@ek2-publishing.com

Nun wünschen wir Ihnen ein angenehmes Leseerlebnis!

Heiko, Jill & Moni

von

EK-2 Publishing

Für ein Ideal sind viele bereit zu töten.

Für eine Überzeugung wären manche bereit zu sterben.

Einige würden beides tun – für einen anderen Menschen.

I.

1. Die verschneiten Gipfel der im Norden liegenden Berge schillerten in den Strahlen der späten Nachmittagssonne wie eine glitzernde Barriere zu einer anderen Welt. Im schrägen Licht wirkte die hügelige Landschaft vor dem Gebirge wie eine uralte bronzene Plastik, die mitten in Bewegung erstarrte Wellen eines Ozeans darstellte. Wie Schaum auf den Wellenkämmen, gab es hier und da spärliche Vegetation, und ihr Grün nahm allmählich die Farbe von alter Patina an.

Wie vor Urzeiten havarierte Schiffe, zerfielen zwischen den kargen Hügeln die erodierten Bauten eines vor sehr langer Zeit verlassenen Dorfes. Nur wilde Tiere und einige wenige Menschen suchten hin und wieder diesen unwirtlichen Ort auf. Die Tiere durchstreiften ihn zufällig. Die Menschen kamen, um im Verborgenen unbehelligt die Vorbereitungen für heimtückische Angriffe zu treffen.

Der Guerillakampf lag den Afghanen im Blut. Wie schon ihren Vorfahren, die Alexander den Großen bezwungen hatten. Mehr als zwei Jahrtausende waren seit dem Triumph über das militärische Genie der Antike vergangen, und unzählige Siege über andere Feinde waren hinzugekommen. Trotzdem wütete in dem südasiatischen Gebirgsstaat schon wieder der Krieg. Oder immer noch. Und so beherrschten die Afghanen nach wie vor meisterhaft die Kunst, ihre Feinde aus einem Hinterhalt heraus zu überfallen.

Doch ihre Gegner versuchten nicht mehr mit aller Macht, sie in einem offenen Kampf zu stellen. Sie hatten auch gelernt, den Krieg heimlich zu führen. Wie geisterhafte Schatten tauchten in einer Nacht unweit des verfallenen Dorfes zwei deutsche Kommandosoldaten auf. Sie versteckten sich am Hang eines Hügels, von dem aus sie die Ruinen überblicken konnten.

Und richteten ein Scharfschützengewehr darauf.

Am Morgen kamen drei Geländewagen in das verfallene Dorf. Schnell und verstohlen stiegen zehn bewaffnete Männer aus. Vier gingen sofort in ein Haus mit halb eingestürztem Dach hinein, zugleich deckten die sechs anderen die Autos sorgfältig mit Tarnnetzen ab. Sobald sie damit fertig waren, verschwanden diese Männer in den Schatten der Ruinen. Und nichts und niemand war mehr zwischen den alten Mauern zu sehen.

Nur die beiden Kommandosoldaten wussten, wo sich die Taliban-Kämpfer befanden. Sie selbst waren sogar für die Afghanen unsichtbar geblieben. Die zotteligen braunen Jutestreifen an ihren Tarnanzügen, die ihre Konturen undefinierbar machten, die Steine um sie herum, die sie als Deckung nutzten, und ihre Regungslosigkeit hatten sie mit der Umgebung verschmelzen lassen.

Der Nachmittag breitete sich sengend heiß im Gebirge aus.

Seit mittlerweile achtzehn Stunden beobachteten die zwei Kommandosoldaten das verlassene Dorf. Ihre Blicke waren kalt und aufmerksam. Die Mündung des Schalldämpfers am G22-Scharfschützengewehr war jetzt auf das neunhundertdreizehn Meter entfernte Haus mit dem halb eingestürzten Dach gerichtet.

"Auto. Drei Uhr", murmelte kaum hörbar der Einweiser.

Der Schütze drehte die Augen nach rechts, blinzelte zweimal sorgfältig und fokussierte den Blick auf den Geländewagen. Es war ein alter UAZ. Die Sowjets hatten tausende dieser Autos in den Achtzigern ins Land gebracht. Eigentlich verdienten die Taliban mit Drogen genug Geld, um moderne westliche Autos kaufen zu können. Wenn also ein Feldkommandeur einen dreißig Jahre alten UAZ fuhr, dann hatte er es noch nicht geschafft, ein mächtiger Warlord zu werden. Und jeder Taliban wollte ein solcher sein.

So einen aufstrebenden Milizenführer jagten die Kommandosoldaten. Weil er, um seine Stärke zu demonstrieren, drei gefangene US-Soldaten hingerichtet hatte, obwohl für sie Lösegeld gezahlt worden war. Die Amerikaner wollten diesen Taliban liquidieren und hatten um Hilfe gebeten. Den beiden deutschen Soldaten war eine als sekundär eingestufte Position zugewiesen worden. Auch solche Orte mussten aufgeklärt werden, die Taliban konnten sich überall verstecken.

Der UAZ hielt zwanzig Meter vor dem Haus mit dem halb eingestürzten Dach an. Zwei schwarz vermummte Frauen stiegen aus und gingen ins Haus. Ein Wachposten tauchte auf und befahl dem Fahrer, den UAZ schnell zu verstecken.

"Sexuelle Bedürfnisse hat wohl jeder, gell", der Einweiser verfiel gern in seine Heimatmundart. "Ob er nun ein heiliger Krieger ist", kommentierte er erheitert weiter, "oder ein aufrichtiger Priester, was."

"Mufti", berichtigte der Schütze, ohne die Augen von den schwarz verummten Gestalten zu wenden. "Das sind keine Frauen", flüsterte er. "Wir haben ihn."

"Sicher?", vergewisserte sich sein Partner.

"Ja. Die beiden liefen nicht wie Frauen. Und im Dossier stand, dass Khatir sich oft als Frau verkleidet. Und da im Westen ein britischer Kontrollpunkt liegt, hat Khatir sich wieder verkleidet, um ihn passieren zu können. Ruf an."

In einer unendlich langsamen Bewegung hob der Einweiser die Hand an das rechte Ohr, an dem der Empfänger des Funkgerätes befestigt war. Sekunden später sprach er mit einem Operator in einer zur fliegenden Radarstation umgebauten Boeing707. Die AWACS zog seit Stunden zweihundert Kilometer weiter nördlich langgestreckte Ovale am Himmel und wartete auf genau diesen Funkspruch. Knapp und

sachlich schilderte der Einweiser die Lage, danach hörte er zwei Minuten lang zu. Anschließend bestätigte er eine Anweisung.

"Die B-52 hat Mitwind", sagte er danach zu dem Schützen. "Elf bis dreizehn Minuten. Fang an."

Irgendwo im Osten verließ ein Boeing-Bomber seine Warteposition und machte sich auf den Weg, den Taliban die amerikanische Rache zu bringen.

Der Schütze, der sich völlig entspannt hatte, damit sein Körper nicht verkrampte, begann sich zu bewegen. Er tat es genauso langsam wie vorhin der Einweiser. Er brauchte drei Minuten, um sich zum Gewehr hochzustemmen. Der Einweiser hob indessen ein Fernglas an die Augen. Noch eine Minute benötigte der Schütze, um das am Schaft des G22 montierte Lasergerät einzuschalten. Der unsichtbare Strahl überbrückte im Bruchteil einer Millisekunde die Entfernung zum Haus mit dem halb eingestürzten Dach und flammte als ein leicht verwischter Punkt im Fernglas des Einweisers auf.

"Das Ziel ist markiert", wisperte der auf Englisch ins Funkgerät.

Die Zeit verging gemächlich Minute um Minute. Dann hob der Schütze so unmerklich, dass einzig sein Partner es wahrnehmen konnte, den Kopf an.

"Sind die bescheuert?", knurrte er.

"Ja! Höher, höher, höher!", flüsterte der Einweiser drängend auf Englisch.

Aber es war zu spät. Obwohl der Bomber die Berge in mehreren Kilometern Höhe überflog, war es zu tief, und die Gipfel strahlten das Dröhnen der acht Triebwerke der Stratofortress ab. Die meisten Menschen hätten dieses Geräusch nicht wahrgenommen. Aber die Taliban schon. Die Wache stürmte in die Hütte.

"Wie lange noch?", fragte der Schütze.

"Anderthalb Minuten", antwortete sein Partner ohne Rückfrage beim Bomber.

Der Schütze hatte es genauso eingeschätzt, er hatte nur auf etwas mehr Zeit gehofft. Aber da sein Kamerad dasselbe meinte, war es richtig gewesen. Mit einer weichen Bewegung drückte er den Sicherungshebel, dann legte sich sein Zeigefinger auf den Abzug. Eine Sekunde später löste sich der Überschallknall des .300-Winchester-Magnum-Projektils in der Weite auf, und im selben Moment tötete es den Wachmann, der gerade aus dem Haus treten wollte. Die hinter ihm hinaus eilenden Menschen stoben zurück. Kaum dass sie aus dem Sichtfeld seines Hensold-Visiers verschwanden, schwenkte der Schütze das G22 nach rechts. Das Haus hatte sicher ein Fenster in der hinteren Wand, und die vier UAZ der Taliban standen hinter einer Mauer westlich des Baus.

"Zurück!", befahl der Einweiser besorgt, weil er die Zielmarkierung nicht mehr sah. Dann knurrte er. "Und das da ist aber gar nicht gut."

Die Taliban retteten sich tatsächlich aus einem Fenster oder durch ein Loch im alten Mauerwerk, denn mehrere Gestalten liefen hinter dem Haus hervor. Im selben Augenblick huschten die Wachen zu den Autos.

"Gib mir die Daten für den Linken", sagte der Schütze. "Das schaffen wir."

"Sicher?"

"Ja. Sonst kommt Khatir davon."

Der Einweiser schwenkte das Fernglas.

"Entfernung neunhundertzweiundzwanzig Meter, Wind am Ziel aus Ost, vierzehn Kilometer pro Stunde...", er sah in den Notizblock, in dem er die Schussparameter notiert hatte, "...Vorhalt nach links andert-halb Striche, nach oben..."

"Den hab ich", unterbrach der Schütze ihn.

Der Überschallknall der Kugel ging in dem jetzt deutlichen Grollen der Triebwerke unter. Eine Sekunde später warf einer der zu den Fahrzeugen laufenden Männer die Arme hoch und stürzte zu Boden. Der Schütze lud durch. Die anderen Wachen hatten die vier getarnten Geländewagen indessen fast erreicht.

"Die Bomber brauchen die Markierung", sagte der Einweiser drän-gend.

"Der Pilot soll langsamer machen, ich brauche noch sechs Sekunden", gab der Schütze ruhig zurück. "Wie viel?"

"Plus", begann der Einweiser, während er das Fernglas auf die zweite schwarze Gestalt richtete und die Entfernung zu ihr maß, "sechzehn."

Der Schütze korrigierte das Gewehr um eine halbe Bogenminute nach oben und wartete fünf Herzschläge lang, während sein Partner dem Piloten des amerikanischen Bombers die Anweisung erteilte. Fünf Sekunden später stürzte die zweite Wache mitten im Lauf auf die Erde, rutschte einen halben Meter weiter und verharrte in einer kleinen Wolke bräunlichen Staubes. Der Schütze schwenkte das Gewehr zurück zum Haus. Die toten Fahrer hatten den einzigen Fluchtweg als unbrauchbar ausgewiesen, und für einige Sekunden wurden die anderen Taliban von Panik erfasst. Dann rannten sie einfach in Richtung der Berge los, das Haus als Deckung nutzend.

Aber die amerikanischen Piloten hatten die Bomben wohl im Ver-trauen auf deutsche Zuverlässigkeit ohne die Lasermarkierung ausge-klint. Als der Schütze das G22 in den Weg der flüchtenden Taliban schwenkte, erschallte unvermittelt ein sengendes Heulen. Eine Sekunde später schlug eine Salve aus fünf GBU-31 zwischen den Ruinen ein. Die jeweils eine Tonne schweren Bomben, die ein Lenk-Nachrüstsatz zu intelligenten Waffen gemacht hatte, übersäten die Fläche von hunder-ten Quadratmetern mit den Splittern ihrer Mk84-Gefechtsköpfe, wäh-rend die Druckwelle die alten Mauern einebnete. Die Splitter durch-

siebt die umgeworfenen UAZ, die zerfallenen Häuser und die gestürzten Menschen.

Nachdem die Explosionen verhallt waren, blickten der Schütze und der Einweiser noch einige Minuten lang prüfend durch ihre Optiken.

Doch der Tod hatte die Ruinen mit absoluter Endgültigkeit aufgesucht.

"Und wieder einmal hat eine B-52 ein paar Bomben aus Versehen mitten im Nichts ausgeklinkt. War bestimmt ein Notfall, zu wenig Schub in der dünnen heißen Luft oder so", sinnierte der Einweiser leichthin und wechselte ins Englische. "AWACS, bestätige einen direkten Treffer. Keine Überlebenden... Bitte sehr. Können Sie uns sagen, ob es in der Gegend feindliche Bewegungen gibt?"

Es dauerte einige Minuten, bis er die Antwort bekam.

"Danke. Ende." Der Einweiser stöhnte genüsslich, als er sich streckte. "Alles ruhig. Sechs Stunden noch."

Dann würde es dunkel werden und sie konnten abziehen. Ein Marsch, ein Flug mit dem Hubschrauber. Und in der Basis gab es Duschen, warmes Essen und Betten. Und in einer Woche würde ihr Einsatz zu Ende sein.

"Du kannst dich wirklich nicht freuen, oder?", fragte der Einweiser, weil der Schütze nichts erwiderte. "Nicht einmal auf Monikas warme und weiche Haut."

"Ich freue mich schon", gab sein Kamerad zurück. "Soweit es mir möglich ist."

"Und denkst währenddessen nur an die Verlängerung. Trotz Monika."

Es dauerte etwas, bis der Schütze antwortete.

"Ich kann aber nichts anderes als das hier", sagte er ratlos.

2. Der frühe Abend senkte sich über die Kaserne. Es war warm, es wehte nur ein leichter Wind und so kam das Frühlingswetter voll zur Geltung. Schon den ganzen Tag herrschte überall eine Art lässige Gelöstheit und all die harten Kerle des Kommandos Spezialkräfte der Bundeswehr lächelten unwillkürlich und verstohlen vor sich hin. Hauptfeldwebel Dirk Kepler konnte persönlich mit dieser entspannten Lockerheit zwar nicht sonderlich viel anfangen, aber irgendwie gefiel sie ihm. Wohl, weil sie seinen seit Wochen bestehenden Unmut milderete.

Bei der Rückkehr aus dem letzten Einsatz, auf dem Weg vom Landeplatz zur Baracke, war Kepler an einem amerikanischen LKW vorbeigegangen. Dessen übermüdeten Fahrer hatte ihn übersehen und war losgefahren. Dabei war er von der Kupplung abgerutscht, der LKW hatte einen heftigen Satz nach vorn gemacht und seine Stoßstange hatte Kepler so brutal am Rücken getroffen, dass er zu Boden geschleudert wurde. Sein Körper hatte nun reagiert und zumindest den Aufschlag

instinktiv abgefedert, so wie das schon abertausende Male passiert war, und Kepler hatte sich geschmeidig abgerollt. Und war liegen geblieben. Er hatte dagelegen, in das entsetzte Gesicht seines Partners geblickt, der sich erschrocken über ihn beugte, und sich in unbegreiflichem Staunen gewundert, warum er seinen linken Arm nicht bewegen konnte. Nur Minuten später war alles wieder gut gewesen, aber da war Kepler schon ins Lazarett gebracht worden.

Seitdem hatte er eine Odyssee durchgemacht. Das war jetzt einen Monat her, aber ihre Folgen regten ihn immer noch auf. Er durfte nicht mehr in den Kampfeinsatz. Er hatte den Aussetzer seines Nervensystems auf die Kombination aus der dünnen Luft, Hunger und Bewegungsmangel zurückgeführt. Die Ärzte hatten aber auf seinem verminderten Empfindungsvermögen herumgehackt. Das war Kepler egal. Es ärgerte ihn jedoch maßlos, dass sie trotz vieler Tests nicht feststellen können, was mit ihm passiert war. Die Ärzte wussten es einfach nicht – und darum hatte er keinen Dienstposten mehr und wusste nicht, wie es mit ihm weiter bei der Bundeswehr gehen würde.

Die Ärzte hatten korrekt gehandelt, er sah ein, dass ein Armausfall im Einsatz seine Kameraden gefährden könnte. Trotzdem fühlte er sich miserabel. Er war ein Kommandosoldat, wenn auch mit einer seltsamen psychischen Störung und jetzt noch mit einer Macke am Nervensystem. Er stellte für den Staat jedoch einen Wert dar, aber anstatt ihn zu reparieren, machten die Ärzte nur Tests über Tests, während woanders man Schafe klonen konnte und sich um Strafgefangene oft besser als um Soldaten gekümmert wurde. Kepler hatte den Eindruck, dass die Führung des KSK einfach nur befürchtete, was ein realitätsfremder Politiker vielleicht und möglicherweise über seine Person sagen könnte – sollte er es je erfahren – wenn es wieder mal an der Zeit war, über die Bundeswehr im Allgemeinen und über das KSK im Besonderen zu meckern.

Kepler liebte seinen Beruf und seine Arbeit. Er kannte nichts anderes und er konnte nichts anderes. Im zivilen Leben traute er sich nicht viel zu. Deswegen hatte er ohne zu überlegen seinen Vertrag verlängert, noch während er im Bundeswehrkrankenhaus in Koblenz von den Medizinern malträtiert wurde. Er rechnete mit der Chance, wenigstens als Ausbilder beim KSK bleiben zu können. In seinem ersten Einsatz in Afghanistan, in der Schlacht um Kora Bora im Osten des Landes, hatte er derart überragend geschossen, dass man ihn danach sofort als Ausbilder nach Goose Bay hatte schicken wollen. Damals hatte er abgelehnt. Jetzt, als Invalide, hatte er gar keine andere Wahl.

Mittlerweile war er seit fünf Tagen wieder in Calw und sogar bereit, irgendeinen Dienstposten anzunehmen, und in letzter Konsequenz sogar einen Bürostuhl zu reiten, wenn er nur beim KSK bleiben durfte. Hauptsache, er würde weiterhin mit den Kameraden zumindest Schießen und Nahkampf üben können.

Als Kepler beim Verlassen der Schießhalle seinen Kompaniechef zielstrebig auf sich zukommen sah, kehrte schlagartig das Unbehagen zurück, das er sich in der letzten Stunde von der Seele geschossen hatte. Mit einer zur Maske erstarrten Miene führte Major Hebner ihn zum Büro des Befehlshabers des KSK.

Brigadegeneral von Butler gehörte einem alten kriegerischen Adelsgeschlecht an, sah aus wie ein feiner Aristokrat alter Schule und war ein resoluter Offizier.

"Tag, Kepler", grüßte er knapp.

Kepler salutierte.

"Tag, Herr Brigadegeneral."

"Der medizinische Befund über Sie ist da. Setzen Sie sich."

Kepler nahm Platz und sah den Brigadegeneral angespannt an. Major Hebner sank schwerfällig auf den zweiten Stuhl und richtete das reglose Gesicht und den leeren Blick zum Fenster hinaus. Kepler wurde kalt ums Herz.

"Sie werden ausgemustert", kam von Butler sachlich-kalt zur Sache.

Kepler stierte ihn verblüfft an.

"Ich darf nicht mal den Hubschrauber-Landeplatz fegen?", verlangte er zu wissen. "Was sollen diese Spielchen? Seit sechs Jahren nölen Sie mich voll, ich sei unser bester Kampfsportexperte und Scharfschütze, Sie wollten mich so sehr fürs Training in Kanada einsetzen, und haben nun plötzlich keine Lust mehr?"

"Dirk", begann von Butler in beschwichtigendem Ton, "wir dürfen Sie wegen Ihrer Krankheit nicht an der Waffe einsetzen, und für jede andere Tätigkeit sind Sie überqualifiziert." Er sah den Einwand kommen und hob die Hand, damit Kepler schwieg. "Wir können Sie auch nicht degradieren, nur um Sie zu behalten, oder extra für Sie einen Posten schaffen."

Wenigstens hatte er nicht hinzugefügt, dass das alles nicht seine Entscheidung war. Kepler erhob sich so ruckartig, dass sein Stuhl umfiel.

"Ich dachte, wir wären alle Kameraden, aber hier ist es genauso wie überall anders geworden", knurrte er wütend durch zusammengebissene Zähne. "Jetzt habe ich selbst keine Lust mehr auf den Verein. Ihr seid Verräter." Er atmete durch. "Dann will ich sofort weg, ich habe noch einen Monat Urlaub. Sie genehmigen ihn, denn jetzt will ich ihn haben. Machen Sie meine Papiere so fertig, dass ich sie nur zu unterschreiben brauche. Ich will alle Vergütungen kriegen, die möglich sind." Er stierte von Butler an und salutierte. "Herr Brigadegeneral."

Ohne die Erlaubnis zum Wegtreten abzuwarten, drehte er sich um und ging zur Tür. Als er sie öffnete, sah er im Augenwinkel, dass Hebner sich erhob.

"Kepler, warten Sie", rief von Butler. "Wenn Sie etwas brauchen, meine Tür steht Ihnen immer offen."

"Danke", würgte Kepler und trat hinaus.

Er hörte Schritte hinter sich, ging aber weiter. Hinter ihm schloss sich die Tür.

"Dirk, warte", rief der Major. Kepler blieb stehen. Hebner umrundete ihn, blieb vor ihm stehen und sah ihm in die Augen. "Erzähl das bitte nicht in der Kaserne", begann der Major bittend. "Und – ich habe alles versucht..."

Kepler kämpfte seine Wut hernieder. Hebner wollte den inneren Frieden der Kompanie nicht zerstören, denn vor allem Keplers Partner hätte dem KSK diesen Umgang mit ihm nie verziehen.

"In Ordnung", versprach Kepler. Er spürte plötzlich einen Kloß im Hals und schluckte angestrengt. "Und du schreddere meinen Antrag auf Verlängerung."

Dieser Satz war das Schwerste, was er bis dahin in seinem Leben getan hatte.

3. Kepler ging zurück zum Schießstand und ließ sich seine persönliche Pistole aushändigen. Die Magnettafeln verzeichneten trotz seiner Gemütsverfassung fast nur Volltreffer. Aber auch nach einer Stunde ununterbrochenen Schießens bekam Kepler das vertraute Gefühl von Zuhause nicht zurück.

Er wollte nicht zu den Kameraden, das konnte er noch nicht. Ohne sich umzuziehen, fuhr er mit einem Taxi nach Stammheim. Dieser Stadtteil von Calw lag unweit von Schwarzwald, und der Duft von dessen Erwachen milderte ein wenig Keplers verbissene Wut. Und – so allmählich wollte er wieder die von seinem Partner erwähnte warme und weiche Haut von Monika spüren.

Kepler hatte sie seit Monaten nicht mehr gesehen. Er hatte sie nur einmal aus Koblenz angerufen und von seinem Problem erzählt. Sie wiedersehen wollte Kepler erst, wenn seine Zukunft geklärt war. Nun, jetzt war sie es endlich. Auch wenn Kepler nach wie vor keine Ahnung hatte, was im zivilen Leben auf ihn zukam. Und ebenfalls nicht wusste, wie es mit Monika weitergehen sollte.

Sie führten eine lockere Beziehung. Auch wenn Kepler im Stützpunkt war, sahen sich fast nur an Wochenenden, und das gefiel ihnen beiden. Monika hatte es als aufregend empfunden, mit einem Elitesoldaten liiert zu sein, und es hatte sie nie gestört, dass sie nur selten zusammen sein konnten. Ganz im Gegenteil, eben weil Kepler wenig Zeit hatte, war jede ihrer Verabredungen für beide spannend und intensiv. Kepler war in dieser Beziehung glücklich – nach seinen Vorstellungen über diesen Begriff. Zuletzt hatte Monika jedoch immer öfter ihre hübsche Nase gerümpft, weil er nach zwölf Jahren in der Armee nur Unteroffizier war. Sein Sold erschien ihr zu gering, seine gesellschaftliche Stellung ebenso.

Kepler brauchte nicht zu klingeln, er hatte einen eigenen Schlüssel für die Haustür und für Monikas Wohnung. Die wirkte erst leer, aber dann hörte Kepler eine Stimme aus dem Schlafzimmer. Er ging hin. An der Schwelle blieb er stehen. Statt der erwarteten einen Person waren im Zimmer zwei. Die eine war Monika, die andere ein Mann aus ihrem Freundeskreis, den Kepler auch flüchtig kannte. Er war bei der Feuerwehr, aber was er und Monika gerade machten, hatte nichts mit der Brandbekämpfung zu tun, diese Beschäftigung diente prinzipiell der Erhaltung der Menschheit als biologische Gattung. Obwohl Kepler diesen Gedanken bei den beiden nicht vermutete.

"Scharfe Sache das", sagte er. Die Bewegungen, das Keuchen endeten abrupt, und beide sahen erschrocken auf. "Für euch sogar im wahrsten Sinne des Wortes", fügte Kepler hinzu. "Weitermachen, ich bin wieder weg."

Er ging zurück in den Flur. Dort versuchte er, die Leere zu unterdrücken, die sich plötzlich in ihm ausbreitete. Dann amüsierte ihn kurz die Furcht, die in den Augen von Monikas Liebhaber aufgeflackert war. Er schüttelte den Kopf, ging in die Küche und wühlte in einer Schublade, bis er eine Aldi-Tüte fand. Als er aus der Küche kam, lehnte sich Monika an die Zarge der Schlafzimmertür. Sie wirkte gefasster als ihr Liebhaber und sah Kepler herausfordernd an. Sie trug einen Bademantel, hatte die Arme vor der Brust verschränkt, und anstatt Kepler aus dem Weg zu gehen, wartete sie. Kepler ahnte, worauf. Seinetwegen war das Ganze seine Schuld, er musste es aber nicht auch noch hören, darum beeilte er sich, die wenigen Sachen einzusammeln, die ihm gehörten. Nachdem er die Zahnbürste, den Rasierer und seine wenigen Wäschestücke in die Tüte eingepackt hatte, machte er Monikas Schlüssel von seinem Bund ab und legte ihn auf die polierte Tischplatte. Danach ging er zur Tür.

Monika hatte sich mental voll auf Angriff eingestellt und wartete nur auf ein Wort des Vorwurfs. Während der ganzen Zeit hatte sie Kepler erobert beobachtet. Als sie sah, dass er ohne ein Wort gehen wollte, hielt sie es nicht mehr aus.

"Selber schuld", tat sie ihre Meinung darüber kund, wer hier für das Desaster verantwortlich war. "Du meldest dich seit Wochen nicht! Ach, und wie lange bist du schon wieder in Calw?"

Kepler zuckte die Schultern, er hatte es ihr zu erklären versucht.

"Okay", meinte er, was sollte er auch sonst sagen.

Monika nahm es zum Anlass.

"Okay? Okay? Du erzählst, wie gern du mich hast..." Sie blickte ihn in gerecht empfundenem Zorn an und stemmte die Hände in die Seiten. "Und jetzt sagst du nur", ihre Stimme stieg um eine Oktave, "o-kay!?"

"Nicht ich habe fremdgevögelt", erinnerte Kepler sie sachlich. Er lächelte schief. "Soll ich euch das Kondom ersetzen, oder was willst du jetzt von mir?"

Der Dämpfer wirkte nicht einmal eine Sekunde.

"Wenn du mich geradezu dahin treibst, dann musst du auch die Konsequenzen tragen!", setzte Monika ihn erbost in Kenntnis.

"Phänomenal", meinte Kepler, allmählich etwas erheitert.

"Was?", entgegnete Monika drohend und nun ein wenig schrill.

"Deine Gabe, das Offensichtliche festzustellen", erläuterte Kepler. "Ich trage die Konsequenzen gerade."

Das nahm Monika etwas den Wind aus den Segeln.

"Wie lange hätte ich denn auf dich warten sollen?", fragte sie spitz.

"Na meinetwegen gar nicht", gab Kepler zurück. "Ich hatte es dir doch erklärt..." Er brach ab. "Warum hast du nicht einfach eine SMS geschickt, dass du Schluss machen willst? Es so mitzubekommen, ist beklemmend irgendwie."

Monika blickte ihn verstört und betroffen an, von ihrer Selbstüberzeugung war nichts mehr da. Für Kepler existierten jetzt weder sie noch die Beziehung.

Vielleicht weil er nun geübt darin war, Bindungen zu beenden, fiel es Kepler ziemlich leicht, den Kameraden zu erzählen, dass er wegen der Lähmung freiwillig ging. Er brauchte die Lüge nicht oft zu wiederholen, Hebner hatte es ihm und seinen Kameraden leicht gemacht, Kepler würde innerhalb von vier Tagen gehen. Er biss die Zähne zusammen, tat als sei alles in Ordnung, und trainierte die letzten Tage mit seiner Kompanie. Aber abends zog er sich zurück und bereitete seine Ausrüstung für den Verkauf vor. Ihre persönlichen Waffen kauften KSK-Soldaten privat und veräußerten sie nach dem Ausscheiden an ihre Nachfolger. Das Geld war Kepler egal und der Gedanke daran, die Glock und das G36C nicht mehr zu haben, machte ihn wütend. Er gab sich trotzdem Mühe mit der Aufbereitung der Waffen. Er konnte seine Kameraden nicht hintergehen, nur weil man es mit ihm gemacht hatte.

Die Abschiedszeremonie in der Bar des Stützpunktes wurde ein rauschendes Fest, außer Prostituierten hatte Hebner alles genehmigt.

Fast der gesamte Stützpunkt feierte mit. Die Abschiedsrede hielt der Zugführer. Der Leutnant hatte sich mit ihrem Inhalt viel Mühe gegeben, und zwei Männer aus Keplers Kompanie hatten dazu eine Diashow über ihn vorbereitet.

Bei den Erinnerungen und beim Anblick der Kameraden geriet Keplers Entschluss, das KSK zu verlassen, ins Wanken. Aber seine Papiere waren fertig, und der Leutnant hatte ihm im Anschluss an die Rede feierlich die Entlassungsurkunde und ein von allen Kameraden unterschriebenes Erinnerungsfoto überreicht, das Kepler in den nächsten zehn Jahren niemandem zeigen durfte.

Zwei Tage später, nachdem Kepler seinen Rausch ausgeschlafen hatte, verließ er mit seinem Rucksack, in den seine sämtlichen Habseligkeiten hineingestopft waren, Calw in aller Frühe. Die Bundeswehr zahlte ihm zum Abschied ein Ticket zweiter Klasse bei der Bahn, und einige Stunden später war er in Steinfurt.

4. Die Tür des Hauses, in dem Kepler aufgewachsen war, öffnete eine winzige, zierliche Frau mit leuchtend grünen Augen.

"Kleiner", staunte die Freundin seines Bruders überrascht.

"Hallo, Sarah", grüßte Kepler sie.

Sie lächelte ihn breit, warm und erfreut an.

"Steh nicht blöd in der Tür rum, komm rein."

Mit eins achtundsechzig war Kepler wirklich recht klein, zumal manche sagten, er wäre genauso breit wie groß. Sarah war wahrlich nicht größer, aber sie war die Einzige, die sich diese Anrede erlauben durfte. Sie benutzte sie ständig.

Kepler ließ den Rucksack zu Boden gleiten, umarmte sie und quetschte sie dabei zusammen, bis sie aufstöhnte. Kepler küsste sie und ließ sie los.

"Womit füttern die euch da bloß?", fragte Sarah wehleidig und rieb theatralisch stöhnend ihre Rippen.

"Mit kleinen vorlauten Frauen", gab Kepler zurück.

"Spinner." Sarah lächelte und winkte ihn vorbei. "Jens und Oma sind einkaufen gefahren, sie kommen bald wieder."

Sarah und Kepler tranken Kaffee, als sein Bruder und seine Großmutter vom Einkaufen zurückkamen. Die quirlige alte Frau ließ fast die Einkaufsstüte fallen, als sie ihren jüngsten Enkel sah, und stürmte zu ihm. Kepler umarmte sie genauso zärtlich wie Sarah, aber nicht so brutal. Jens kam einen Augenblick später herein. Er sah seinen jüngeren Bruder verdattert an, dann grinste er, legte den Sack mit der Blumenerde ab und schloss Kepler in seine Arme. Eine Zeitlang klopfen sie sich gegenseitig kräftig und laut auf die Rücken.

Beim Abendessen erzählte Kepler seiner Familie, dass er aus der Bundeswehr ausgeschieden war. Er erntete dabei erstaunte und ungläubige Blicke und danach die Fragen nach dem Grund dafür. Er erklärte ausweichend, dass er keine Lust mehr hätte. Ob sie ihm das so glaubten, dessen war sich Kepler nicht sicher. Um das Thema zu wechseln, erzählte er, dass er sich von Monika getrennt hatte und bekannte sich schleunigst des Starrsinns schuldig.

"Du hattest völlig recht, Oma", schloss er ergeben und senkte den Blick.

Entgegen seiner Annahme kostete seine Großmutter diese Tatsache nicht aus, sondern streichelte nur über seine Wange.

"Du findest schon eine gute Frau, Dirk." Oma lächelte etwas schief. "Bestimmt so ein Früchtchen wie unsere Sarah."

Sie konnte sich den Seitenhieb einfach nicht verkneifen. Sie liebte Sarah innig und aufrichtig, aber dass sie und Jens immer noch nicht geheiratet hatten, ging Omas zutiefst katholischem Wesen gehörig gegen den Strich.

"Hab dich auch lieb", sagte Sarah und lächelte sie an.

"Ist auch gut so", meinte Oma selbstzufrieden.

"Komm, Bruder, raus hier." Jens erhob sich vom Tisch. "Wenn die beiden das wieder anfangen, kriege ich Zahnschmerzen."

Er flüchtete vor dem Thema an sich, nicht vor dessen Aufbereitung durch Oma und Sarah. Die beiden, obwohl sie darin eigentlich uneinig waren, sahen Jens sofort missbilligend an. Leer blickend ging er zum Kühlschrank und holte zwei Bierflaschen heraus. Kepler konnte seinem Bruder nicht in den Rücken fallen, mit ebenfalls ausdruckslosem Gesicht folgte er Jens hinaus. Draußen setzten sie sich in die Gartenstühle. Jens gab Kepler eine Bierflasche.

"Wieso hast du das KSK wirklich verlassen?", wollte er wissen.

Kepler erwog es, ihm von der Lähmung zu erzählen. Aber Jens war manchmal eine regelrechte Petze, Oma war Ärztin und Kepler wollte seine Ruhe. Er holte die Zigarettenpackung heraus, manchmal rauchte er nach dem Abendessen gern.

"Die wollten mich in den Innendienst versetzen", log er.

"Echt?", wunderte sich Jens. "Die Armee hat doch heftig in dich investiert."

"Jep." Kepler zog an der Zigarette und versuchte einen Rauchring zustande zu bringen. "Voll die Idioten", fügte er hinzu, plötzlich niedergeschlagen. "Ich war gern Soldat", murmelte er kaum hörbar und zog verbissen an der Zigarette. Dann versuchte er zu lächeln. "Komisch, die haben uns beigebracht, Schmerz und Gefühle auszuschalten, und bei mir braucht es auch nicht wirklich viel dazu", ergänzte er, "aber es tut trotzdem irgendwie weh."

"Tut mir leid", bedauerte Jens ratlos. "Auch wegen Monika."

Kepler zuckte die Schultern und sah seinen Bruder an.

"Na das war ja nur eine Frage der Zeit, oder?", meinte er.

"Ja", bestätigte Jens unumwunden und erleichtert, dass sein kleiner Bruder wenigstens diese Sache leicht hinzunehmen schien. Er lächelte verhalten. "Denn Oma hatte wieder mal recht – sie passte nicht richtig zu dir."

"Ja, Oma ist manchmal beängstigend", stimmte Kepler zu. "Wer mit ihr nicht auf Anhieb klarkommt, den belegt sie mit einem Fluch oder so."

Jens nickte zustimmend. Und ziemlich ehrfürchtig.

"Und nun?", fragte er. "Ich meine, was hast du jetzt vor?"

"Einen Monat lang oder so betreibe ich das süße Nichtstun", überlegte Kepler laut. "Dann suche ich mir einen Job." "Oder ich gehe studie-

ren. Vielleicht." Er atmete gepresst durch. "Keine Ahnung, Bruder, keine Ahnung."

Sie sagten nichts mehr. Dann wurde das Schweigen allmählich drückend.

"Was geschieht, das geschieht zum Besten", begann Jens zögernd in aufmunterndem Ton. "Du wirst schon was finden." Er lächelte verschmitzt. "Und Omi wird sich um dich kümmern. Und wenn du nicht aufpasst, findet sie dir eine anständige Frau, die dich alles vergessen lässt."

"Ne, ich will wirklich so eine wie Särchen", gab Kepler murrend zurück. Jens lächelte unbewusst, kaum dass er diesen Namen hörte. Kepler beneidete seinen Bruder um dessen Liebe. Nicht weil er das nicht hatte, sondern weil Sarah für Jens alles bedeutete, genauso wie für ihn die Armee das getan hatte. "Ahnst du überhaupt, was für ein Glück du mit ihr hast?", fragte er. "Sie ist die beste Frau der Welt, das weißt du, oder?"

Bevor sein Bruder antworten konnte, spürte er zwei kleine, schmale Hände an seinem Hals und dann warme weiche Lippen an seiner Wange.

"Danke, Kleiner." Sarah lächelte ihn von der Seite an, dann blickte sie schelmisch zu Jens. "Wenn er weiterhin so nette Dinge sagt, komme ich noch womöglich ins Schwanken", stichelte sie.

Jens sah seinen nun selbstgefällig grinsenden kleinen Bruder an.

"Komm her", befahl er Sarah. "Du würdest mich niemals und für niemanden eintauschen", behauptete er hochmütig.

Sarah lachte und setzte sich auf seinen Schoß. Sie umarmte ihn, blickte aber nach wie vor Kepler an.

"Guck ihn dir an", provozierte sie weiter. "Er könnte mich zum Beispiel kilometerweit auf Händen tragen."

Jens zuckte die Schultern und deutete hinter sich.

"Sarah, er könnte dieses Haus da kilometerweit auf den Händen tragen. Und?"

"Schon recht." Sarah lächelte ihn an. "Du bist der Einzige für mich."

"Na also", machte Jens zufrieden. "Wo ist Oma?"

"Ins Bett gegangen."

"Und du hast gelauscht", sagte Jens. "Wie früher."

Sarahs Augen leuchteten plötzlich auf.

"Wisst ihr noch, was wir damals gemacht haben, wenn Oma Nachtschicht hatte? Jens hatte immer Geschichten erzählt, von edlen Rittern, die kleine Prinzessinnen retteten." Sie lächelte. "Seltsam, die hießen immer Sarah."

Kepler hörte deutlich das Träumerische in ihrer Stimme.

"Bin eben von dir besessen", gab Jens umgehend zu. "War ich schon immer."

"Ist das herrlich schön", schwärmte Sarah noch mehr. "Erzähl uns jetzt wieder eine Geschichte", bat sie. "So als Wiedersehensfeier."

"Okay", meinte Jens vergnügt, dann warf er einen schelmischen Blick auf seinen kleinen Bruder. "Die handelt aber nicht vom Kampf mit Drachen."

"Wovon denn?", fragte Sarah gespannt.

"Hört zu", begann Jens. "Es war vor langer, langer Zeit. In einem Land ganz weit von hier gab es eine Prinzessin namens Sarah. Sie war eine Wucht. Wenn die Physik nicht wäre, würden weder die Sonne noch der Mond mehr aufgehen, geschweige denn die ganzen anderen unwichtigen Sterne, so schön war sie. Sarah hätte jeden Mann haben können, aber sie war in einen Vagabunden niedersten Standes verknallt und sie weigerte sich deswegen, einen hässlichen alten Grafen zu heiraten. Ihr Vater, der König, ein widerlicher Tyrann übrigens, hatte sie deswegen auf einer einsamen Insel in eine Burg gesperrt, wo ihr nur drei hässliche alte Schachteln als Zofen dienten. Der Vagabund, der von der Prinzessin geradezu besessen und deswegen krank vor Liebe war, suchte im ganzen Königreich nach ihr. Er aß und trank nicht, er schlief nicht, er rannte nur herum und suchte sie. Schließlich, nachdem er einen Kammerdiener entführt und ihn brutal verhört hatte, wusste er Bescheid. Er machte sich auf den Weg zum Meer und wartete am Ufer, bis es dunkel war. Dann schwamm er in der Nacht die hundertvierzehn Kilometer bis zur Insel in einem Stück durch..."

"Oh je", machte Sarah.

"Da kannst mal gucken", bestätigte Jens. "Also, der Vagabund kletterte mit bloßen Händen den Turm hoch, schlich sich hinein und suchte das Gemach der Prinzessin auf. Die beiden hatten sich sehr, wirklich sehr doll vermisst..."

Wenn die Kepler-Brüder etwas wirklich einte, dann war es die Faszination für das Weibliche. Und so fehlten in Jens' Geschichte nicht einmal solche Einzelheiten wie der Brustumfang der Prinzessin in Millimetern und andere pikante Details. Kepler grinste in die Dunkelheit. Wenn Jens in der Stimmung zum Erzählen war, hatte man nahezu plastische Bilder vor Augen.

Das Kino in Keplers Kopf dauerte zwei Minuten an, dann verstummte Jens.

Als Kepler noch klein war, hatten sein Bruder und Sarah ihn mit gegenseitigen Beweisen ihrer Liebe regelrecht terrorisiert. Sie mochten sich schon immer sehr gern und kaum war Oma außer Sicht gewesen, waren die beiden sofort übereinander hergefallen – schließlich sogar, wenn Kepler zugegen gewesen war. So auch jetzt. Nur Augenblicke später wurde es deutlich hörbar, dass sich sein Bruder und Sarah den Tag über auch sehr vermisst hatten.

"Törnt es euch noch mehr an, wenn ich daneben sitze und zugucke?", fragte Kepler sie nach einer Weile bekümmert. "Schon wieder oder immer noch?"

Sarah hörte auf, seinen Bruder abzuknutschen, und sah zu ihm. Sogar im Dunkeln sah er ihre Augen glitzern.

"Na dann geh doch", schlug sie keck vor.

"Tolle Wiedersehensfeier das", beklagte sich Kepler. "Dann viel Spaß noch."

Sollten die beiden machen, wozu sie Lust hatten, er wollte sie dabei nicht stören. Er ging in sein Zimmer und legte sich auf das Bett.

Er konnte nicht einschlafen. Er lag reglos da und blickte ohne zu blinzeln in die Dunkelheit. Fast greifbar, tauchten Erinnerungen vor seinen Augen auf.

5. Seine Eltern waren einen Tag vor seinem sechsten Geburtstag bei einem Autounfall ums Leben gekommen, als sie ein Geschenk für ihn besorgen wollten. Die Eltern seiner Mutter hatten ihn und Jens aufgenommen und alles getan, um ihnen über den Verlust der Eltern hinweg zu helfen. Aber Opa zerbrach am Tod seiner Tochter und starb nur ein Jahr später. Oma musste die Brüder allein großziehen. Sie war als Krankenhausärztin sehr eingespannt, doch für ihre Enkel war sie eine Mutter geworden. Oma und Jens waren Keplers ganze Familie.

Und dann war Sarah, mit Zöpfchen und einem scheuen Lächeln, in sein Leben gekommen. Jens hatte sie in der Schule kennengelernt und sie wurden bald ein Paar. Als Kepler acht war, brachte Jens sie zum ersten Mal nach Hause. An diesem Nachmittag hatte Kepler in der Küche am Tisch gegessen. Sein Vater fehlte ihm schrecklich, aber er war ein Mann und bei den Gedanken an Vater konnte er sich noch zwingen, nicht zu weinen. Bei den Erinnerungen an Mutter, vor allem an ihr Lächeln, liefen ihm die Tränen und er konnte nichts dagegen machen. Sarah sah ihn schmerzlich und verzweifelt ins Schälchen mit Müsli blinzeln, und dann, ohne Oma zu beachten, war sie zu ihm gegangen.

"Kleiner", hatte sie mit unendlichem Mitgefühl geflüstert und ihm über den Kopf gestreichelt.

Er hatte zu ihr hochgeblickt, dann hatte er sich nicht mehr halten können, er klammerte sich an dieses fremde Mädchen und seine Tränen rannen hemmungslos. Sarah drückte ihn an sich und umarmte ihn zärtlich und beschützend. Oma hatte am Herd gestanden und sie angesehen. Was auch immer sie in Sarahs Gesicht gesehen hatte, seit diesem Augenblick war sie wie eine Tochter für sie.

Sarah hatte es selbst nicht leicht gehabt, ihre Eltern lebten in Scheidung, waren mit ihr überfordert und hatten sich nicht um sie gekümmert. Sarah gab sich die Schuld daran und mied ihre Eltern, denen sie beinahe egal war. So wurde Omas Haus auch ihr Zuhause. Sie hatte sich um Kepler gekümmert und ihn getröstet, wenn er um seine Mutter

geweint hatte, ihm Gutenachtgeschichten vorgelesen, wie sein Vater es getan hatte, sie konnte ihn besänftigen, wenn er aufgebracht war. Für Kepler war sie neben Oma und seinem Bruder der dritte Mensch in seinem Leben, der ihm etwas bedeutete. Dann hörte die Liste auf.

Für Kepler war Sarah wie die große Schwester. Jens brauchte sie wie die Luft zum Atmen. Er hatte seinen Schmerz über den Verlust der Eltern zum Teil bewältigt, indem er sich in Bücher vergrub und Oma hatte ihm Halt gegeben, aber es war Sarahs grenzenlose Liebe, die ihm die Lebensfreude neu geschenkt hatte.

Kepler hatte in den Büchern keinen Trost gefunden, er fühlte sich schuldig für den Tod der Eltern, und deswegen wertlos. Er hatte an nichts mehr Freude, er zog sich immer mehr zurück. Aus diesem Grund brachte Jens ihn zu einer Tai-Chi-Schule. Er hoffte, der Sport würde seinem kleinen Bruder helfen, wieder zu sich zu finden. Und tatsächlich war der Kampfsport für Kepler eine Erlösung. Er hatte keine Freunde und keine wie auch immer gearteten Hobbys, deswegen wollte er fast nichts anderes als trainieren. Er wurde im Tai-Chi so gut, dass er mit vierzehn so weit war, wie andere nach zwanzigjährigem Training. Jedoch nur, was die technische Seite des Kampfes anbetraf. Von Anfang an konnte Kepler nichts mit den Grundsätzen der Inneren Kampfkünste anfangen. Er wollte immer besser werden, aber nur körperlich, und er wollte möglichst gut die Technik beherrschen. Die Perfektion der geistigen Ebene, die das Tai-Chi auch anstrebte, interessierte ihn überhaupt nicht, sofern es dem Kampf nicht dienlich war. Er wurde durch den Sport selbstsicherer und ruhiger, aber kämpfen war lange das Einzige, was er wollte. Mit vierzehn fand er in Rheine einen Sportklub, in dem harte Kampfsportarten trainiert wurden, und fuhr bei jedem Wetter mit dem Fahrrad zum Training. Er lernte Taekwondo, danach Ninjutsu. Er wollte nur sehr gut kämpfen können, nicht mehr – aber auch nicht weniger. Nach und nach vermischte Kepler verschiedene Kampfsportarten zu einem eigenen Stil. Als er sechzehn war, fing im Sportklub ein in sich gekehrter Chinese zu unterrichten an. Kepler und er wurden so etwas wie Freunde. Der Chinese, ein Shaolin und Meister der Äußeren Kampfkünste, erkannte sein Talent sofort. Er förderte es, und brachte Kepler einen besonderen Kung-Fu-Stil bei. Weil Kepler nicht kräftig war, richtete der Meister sein Training auf Schnelligkeit aus. Nach einem Jahr hatte der Chinese ihn als seinen Schüler angenommen und lehrte ihn auch Mandarin. Nebenher brachte er ihm Dianxue bei, die Technik des entscheidenden Schlages, die sonst niemals unterrichtet wurde. Mit ihr konnte enorme Kraft rasant schnell und sehr präzise punktuell aufgebracht werden. Und sie ermöglichte es, den Gegner so zu schlagen, dass er nicht einmal einen blauen Fleck hatte, aber gleichzeitig seine inneren Organe zu beschädigen. Allerdings erforderte Dianxue viel Zeit, Konzentration und innere Ruhe,

sodass Kepler innerhalb von zwei Jahren nur die Grundzüge dieser Technik erlernte.

Kepler hatte schon als Kind einen wachen und schnellen Verstand und ein gutes Gedächtnis. Er las viel, konnte sehr gut Kopfrechnen, interessierte sich für Naturwissenschaften und hatte ein Gefühl für Sprachen. Chinesisch hatte er sehr schnell gelernt, genauso wie Englisch und Französisch in der Schule. Er ging aufs Gymnasium, aber Schule interessierte ihn nicht, und während Jens und Sarah mit Zensuren glänzten, mogelte sich Kepler von einer Stufe zur nächsten.

Sein Leben außerhalb der Sportschule verlief eintönig. Er arbeitete nebenbei am Lager eines Getränkeshändlers, um das Geld für den Sport, für Bücher und für sein Moped zu verdienen, und um Oma zu entlasten.

Freunde hatte er nach wie vor keine. Er gab sich vor der ganzen Welt nach Kräften als arroganter Kotzbrocken, nur Frauen begegnete er zwar zurückhaltend, aber grundsätzlich mit stiller Freude. Wohl weil seine Mutter, Oma und Sarah die prägenden Menschen in seinem Leben waren. Mit seinen Altersgenossinnen konnte er sich über verschiedene Themen unterhalten, und Geld für Eis oder Kino hatte er auch immer. Aber feste Beziehungen hatte Kepler keine gehabt, obschon er mit vielen Mädchen kurzzeitig sozusagen liiert gewesen war.

Oma dankte Gott, dass er weder trank noch Drogen nahm, sah aber düster in seine Zukunft, denn Kepler dachte nie weiter, als bis zum nächsten Training, und zeigte weder Interesse an einer Ausbildung noch an einem Studium. So schlug Oma vor, er solle zur Bundeswehr gehen. Um die endgültige Entscheidung für seine Lebensplanung hinauszuzögern, befolgte Kepler ihren Rat.

Mit achtzehn verpflichtete er sich für zwölf Jahre bei der Luftwaffe. Nach der Grundausbildung diente er im Infanteriesicherungstrupp beim Objektschutz des Jagdgeschwaders 72 *Westfalen*. Der Stützpunkt befand sich in Hopsten, keine zwanzig Kilometer vom Sportklub in Rheine entfernt. Nur diese Tatsache war für Kepler ausschlaggebend für die Wahl der Waffengattung gewesen.

Das Leben als Soldat machte ihm jedoch, überraschend für ihn selbst, großen Spaß, nachdem er die anfänglichen Schwierigkeiten, sich einer Befehlsstruktur unterzuordnen, überwunden hatte. Zu Hause hatte Kepler zwar um die Liebe seiner Familie gewusst, und er war dankbar dafür, aber er konnte nie richtig mit ihr umgehen oder sie erwidern. Bei der Bundeswehr fand er durch die Gemeinschaft und durch die Kameradschaft den inneren Halt. Obwohl er nach wie vor Einzelgänger blieb, pflegte er mit anderen Zeitsoldaten kameradschaftliche Beziehungen, zumindest im Rahmen des Berufs. Und, wohl als ein weiterer Ersatz für die Familie, war ihm der Dienst für sein Vaterland wichtig geworden.

Es war dieselbe Begierde gut zu sein, die Kepler beim Kampfsport entwickelt hatte, weswegen er all seine Mühen systematisch und zielstrebig daran setzte, ein guter Soldat zu werden. Daneben lernte er mehrere Sprachen und erweiterte stetig sein Wissen, besonders die Astronomie begeisterte ihn. Nach einem Mitflug in einer F-4 Phantom II hatte er bedauert, in der Schule schlecht gelernt zu haben, denn Kampfpilot konnte er nicht werden. Dafür bedrängte er seine Vorgesetzten so lange, bis er die beiden Einzelkämpferlehrgänge der Bundeswehr und die Fallschirmgrundausbildung absolvieren durfte. Er vertiefte sein Wissen und wurde ein immer besserer Soldat, Kampfsportler und Präzisionsschütze. Innerhalb der Geschwadersicherungsstaffeln der Luftwaffe galt er bald als der beste Scharfschütze. Insgesamt war er fast zufrieden mit seinem Leben.

Das *fast* erklärte sich daraus, dass die Luftwaffe einem Scharfschützen nur wenige Möglichkeiten bot, sein Können auszuüben, geschweige denn zu perfektionieren. Denn Keplers primäre Waffe, ein Standard-G3-Sturmgewehr in der Version SG1 mit Zielfernrohr und Zweibein, war kein Scharfschützengewehr im eigentlichen Sinne. Und die Manöver, an denen seine Kompanie teilnahm, waren Luftwaffenmanöver, bei ihnen stand das Fliegen an erster Stelle.

Kepler wollte sich schon zu den Fernspähern versetzen lassen, als er von der Einrichtung des Kommandos der Spezialkräfte hörte. Er bewarb sich sofort beim KSK und bewältigte auf Anhieb sämtliche Tests. Er war einer der ersten Anwärter, der nicht von den Luftlandebrigaden kam. Weil er schon Feldweibel war und erweiterte Kenntnisse und Fähigkeiten hatte, wurde seine Ausbildung drastisch verkürzt, schon nach einem Jahr bekam er das Abzeichen eines Kommandosoldaten und kam zur zweiten Kommandokompanie. Er wurde dem sechsten Zug zugeteilt, der auf Aufklärung und Scharfschützertätigkeit ausgerichtet war.

Jetzt konnte Kepler seine Berufung endlich leben. Als Scharfschütze war er ein Ausnahmetalent, und er perfektionierte seine Kunst stetig weiter. Siebenundneunzig wurde er als Tester für das neue Scharfschützengewehr der Bundeswehr ausgewählt, als einer der Soldaten, die die neue Waffe im Feld erprobten. Kepler hatte sich ein deutsches Gewehr gewünscht, aber die englische Firma Accuracy International gewann mit dem Arctic Warfare Magnum in der Spezifikation F mit klappbarem Schulterchaft die Ausschreibung. Das AWM-F war jedoch sehr gut und das KSK war der erste Bundeswehrverband, der es bekam. Die erste Kommandokompanie zog damit gleich zur Unterstützung der SFOR-Truppen in den Kosovo. Als Kepler in den Einsatz ging, nahm er schon die modifizierte deutsche Version des Gewehres mit der Bezeichnung G22 mit.

An der Pistole war Kepler genauso virtuos wie am Gewehr. Das KSK hatte Zugang zu den meisten Waffen auf der Welt, zumindest unterhalb von Panzern, Kampfjets und Flugzeugträgern. Kepler begeisterte sich für die Glock, obwohl ihn gehörig störte, dass es keine deutsche Waffe war. Aber er kaufte privat eine G17 und benutzte sie statt der Standard-P8C-Pistole des KSK. Seine Kameraden lachten ihn deswegen aus. Er, der mit dem meisten Nationalgefühl, liebte geradezu sein englisches Gewehr und seine österreichische Pistole. Es wurde die Pflichtbeschäftigung der Kompanie, ihn damit aufzuziehen und sich von ihm dafür anschließend bei den Kampfsportübungen verprügeln zu lassen.

Kepler war kaum zu Hause gewesen. Er hatte auf dem Balkan und in Afghanistan das Elend des Krieges gesehen, und er hatte an Operationen teilgenommen, über die er nicht sprechen durfte. Und in der ganzen Zeit hatte er keine anhaltende Beziehung zu einer Frau zu führen vermocht. Aber trotz alledem, er hatte das Gefühl gehabt, sein Leben wäre erfüllt.

Die Jahre beim KSK waren die besten in seinem Leben gewesen.

6. Am nächsten Morgen, als Kepler in der Frühe seinen obligatorischen Lauf absolvierte, nahm er Abschied von seinem Dasein als Soldat. Noch mehr als die drei Menschen in dieser kleinen Stadt in Westfalen, war die Bundeswehr alles gewesen, was er gehabt hatte. Zwölf Jahre lang war er Scharfschütze und Späher gewesen, er war ein Elitesoldat. Aber mit dem maßlosen Verrat, den für ihn die Tat seines Vorgesetzten darstellte, war dieses Kapitel seines Lebens zu Ende. Er konnte einfach nicht damit leben, sich nicht blind auf einen Kameraden verlassen zu können. So etwas war in seinem Beruf tödlich. Weil er dieses Gefühl nicht anders ändern konnte, war er gegangen, obwohl es ihm fürchterlich wehtat.

Er war dreißig und wusste nun überhaupt nicht, was er machen sollte. Er hatte nur gelernt, auf verschiedene Arten zu töten, er hatte es auch getan. Über das Leben nach der Armee hatte er sich nie Gedanken gemacht. Bis es da war und auf ihn einstürzte. Und er wusste nicht mehr, wer oder was er jetzt noch war.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn, bis er zurück war.

"Wie weit bist du gelaufen?", fragte Sarah, während Kepler den Rucksack absetzte, den er mit Büchern beschwert hatte.

"Fünf Meilen", antwortete er.

"Mit Extragewicht?"

"Einfach so kann jeder laufen."

"Wie beim SAS, stimmt's?", erkundigte sich Sarah mit neugierig verengten Augen. "Warst du schon mal in Hereford?"

Kepler fragte sich, woher sie wusste, dass sich unweit dieser englischen Stadt der Stützpunkt des Special Air Service, der ersten aller Spezialeinheiten, befand.

"Ja", antwortete er knapp und fing an, seine Schuhe aufzuschnüren.

"Und?", fragte Sarah fast schon aufgeregt.

"Ich darf nicht darüber reden", gab Kepler kurzangebunden zurück.

Zum ersten Mal seit sie sich kannten, spürten sie plötzlich Anspannung zwischen sich. Es dauerte etwas.

"Hast du auch getötet, Dirk?", fragte Sarah dann leise.

Kepler hob den Kopf.

"Ja."

Sarah sah ihm in die Augen. Er hatte nie Geheimnisse vor ihr gehabt. Jetzt sah sie, dass er ihr einiges nie erzählt hatte, und es nie tun würde. Etwas gezwungen lächelte Sarah ihn an.

Aber dann war es wieder wie früher.

"Geh duschen, du riechst etwas streng." Sarah wedelte demonstrativ mit der Hand vor der Nase. "Das Frühstück ist gleich fertig."

7. Trotz Urlaub ging Kepler noch am selben Tag daran, sein neues Leben zu organisieren. Er hatte von vielen Soldaten gehört, die nach dem Ausscheiden aus der Armee nicht zurechtgekommen waren, weil sie sich zu lange ausgeruht hatten. Anschließend wollten sie überhaupt nichts mehr tun und führten nur noch ein Schattendasein ihrer selbst. Andere hatten sich überschätzt, sich zu viel vorgenommen und waren am eigenen Unvermögen verzweifelt. Für langgediente Berufssoldaten war das Zivilleben oft eine zu große Umstellung. Kepler wollte weder das eine noch das andere erleben. Er wollte zu der Gruppe gehören, die den Wechsel sachlich gemeistert hatte. Er traute sich das durchaus zu. Nur irgendwo tief in seinem Innern fehlte ihm das letzte Quäntchen an Überzeugung, das erfolgreich bewerkstelligen zu können. Je länger er als Zivile lebte, desto mehr wurde ihm klar, dass er Soldat geblieben war.

Dennoch setzte er sich nach dem Frühstück an Jens' Laptop. Bis zum Abend recherchierte er die Zugangsvoraussetzungen für Universitäten und sah sich die Fächer an, die er möglicherweise studieren wollen würde. Aber er hatte nur einen mäßigen Abschluss, und auch noch nur als Fachhochschulreife. Vielleicht würden irgendwelche Sachen von der Bundeswehr anerkannt werden, doch für ein Studium brauchte Kepler unbedingt das Abitur. Es nachzuholen, war aber keine Weiterbildung, die Bundeswehr würde es zumindest nicht komplett finanzieren, das Übergangsgeld wurde nur für die Regelstudienzeit gezahlt. Und irgendwie graute es Kepler vor der Schule. Um eine Berufsausbildung anzufangen, fühlte er sich zu alt. Er gab diese Überlegungen fürs Erste auf und beschloss, arbeiten zu gehen.

Bei seinen Fähigkeiten und Neigungen war die Auswahl an möglichen Tätigkeiten ziemlich gering. Kepler konnte sich nicht vorstellen,

tagein tagaus an derselben Stelle zu verbringen, und so fielen ihm auf Anhieb nur Autofahren und Tätigkeit beim Sicherheitsdienst ein. Für das LKW-Fahren konnte er sich nicht begeistern, obwohl er den entsprechenden Führerschein hatte. Also forschte er nach Sicherheitsfirmen, stellte Unterlagen zusammen und schrieb Bewerbungen.

In der Gegend in und um Steinfurt herum gab es drei Firmen, die auf Objektschutz spezialisiert waren. Kepler bewarb sich bei jeder von ihnen.

Er erhielt eine Absage und zwei Einladungen zu Vorstellungsgesprächen.

Eine Woche später saß er im Büro einer dieser Firmen.

Sein Gesprächspartner war knapp über zwanzig. Kepler glaubte nicht, dass er gedient hatte. Er verspürte sofort eine Abneigung dem Mann gegenüber, weil der ihm wie jemand vorkam, der überzeugt war, alles besser zu wissen.

"Ihre Bewerbung ist recht beeindruckend", meinte der Jüngling gönnerhaft.

"Danke", erwiderte Kepler verhalten.

"Wie viel können Sie mir über Ihre Tätigkeiten beim KSK erzählen?"

"Gar nichts", beschloss Kepler.

"Also...äh...hmm." Der Jüngling hüstelte und blickte nach oben rechts. "Eigentlich sind Sie überqualifiziert. Ja..."

"Beuten Sie mich aus", schlug Kepler vor.

"Sie geben an, mehrere Sprachen zu sprechen", wick der Jüngling aus. Sein Blick wanderte apathisch zum Fenster, dann zurück zu Kepler. "Türkisch auch?"

"Nein", antwortete Kepler. "Lerne ich aber, wenn nötig."

"Wie lange würden Sie brauchen?"

"Vier Monate bis ein halbes Jahr, wenn ich gute Bücher finde", überlegte Kepler laut. "Wenn ich mich mit jemandem unterhalten kann, dann schneller."

"Aha, aha..."

"Ich kann auch Ihre Leute ausbilden, an Waffen oder im Nahkampf", eröffnete Kepler noch eine Option.

"Das machen wir extern", kam die beiläufig gemurmelte Antwort.

Der Jüngling blickte dabei in die Bewerbungsmappe, aber irgendwie desinteressiert, als wollte er sich die Zeit vertreiben, weil es ihm langweilig war. Kepler kam völlig aus dem Konzept. In der Bundeswehr war alles um einiges weniger kompliziert. Dort war alles immer klar und deutlich, zumindest auf seiner Ebene. Man musste keine Rätsel raten oder in Andeutungen sprechen.

"Was passt Ihnen an mir nicht?", fragte Kepler geradeheraus. "Ich kann auch gleich gehen, Sie brauchen es nur zu sagen."

Der Jüngling versank kurz in Gedanken und sah schräg an ihm vorbei.

"Um ehrlich zu sein, Herr Kepler, Sie werden Schwierigkeiten haben, in unserer Branche eine Anstellung zu finden", sagte er dann mit einem übertrieben neutralen Blick, doch sein Ton klang schadenfroh. "Nicht nur in dieser Firma."

Kepler war mehr als verwundert. Eigentlich hatte er sich für einen fast schon perfekten Bewerber gehalten.

"Warum?", erkundigte er sich.

"Man hat es in unserer Branche nicht gern, belogen zu werden", sinnierte der Jüngling belehrend.

"Wobei soll ich Sie belogen haben?", fragte Kepler, nun völlig perplex.

"Nun, belogen ist vielleicht falsch ausgedrückt", revidierte der Jüngling. "Aber Sie haben uns nicht die ganze Wahrheit über sich erzählt", warf er Kepler vor.

"In Bezug auf was?"

"Auf Ihre Schwierigkeiten mit den Strafverfolgungsbehörden", antwortete der Mann herausfordernd.

"Ich habe keine Schwierigkeiten damit", behauptete Kepler.

"Doch. Denn momentan läuft eine Anzeige gegen Sie", warf ihm der Jüngling vor. "Wegen tätlichen Angriffs."

"Ach das." Kepler entspannte sich. "Dann wissen Sie, dass dieser Typ vor einer Schule gelauert hatte und kleine Jungs überreden wollte, mit ihm in die Sauna zu gehen. Ich habe ihm ausgedreht, Kinder anzubaggern."

"Indem Sie ihm den Arm gebrochen haben", sagte der Jüngling vorwurfsvoll.

"Gequetscht", korrigierte Kepler kalt und sah ihm in die Augen. "Na und? Es war ein Pädophiler."

"Sie sind kein Richter", erinnerte der Jüngling ihn geziert aufgebracht.

"Okay", meinte Kepler. "Ich habe es verstanden."

Er wollte sich erheben, aber der Jüngling sprach wieder.

"Haben Sie ein Aggressionsproblem?", erkundigte er sich schwülstig.

"Sie verletzen einen Mann, verschweigen es und finden das auch noch in Ordnung?"

Kepler hatte Respekt vor Menschen, die ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein hatten. Aber selbstherrliche Individuen, die sich an der eigenen Person berauschten, widerten ihn an. Er wartete trotzdem ruhig, bis der Jüngling sich zurückgelehnt hatte und ihn überheblich ansah.

"Was wollen Sie mit dieser Behauptung erreichen?", erkundigte er sich dann.

"Wir brauchen Mitarbeiter, die ehrlich sind", belehrte der Jüngling ihn.

"Damit komme ich für Sie nicht in Frage", fiel Kepler ihm ins Wort.

"Wieso sagen Sie mir nicht genau das, und nur das, und zwar sachlich?"

Wozu erläutern Sie mir die hohen Leitmotive dieser Firma? Versuchen Sie mich zu quälen?" Er grinste belustigt. "Finden Sie sonst keine Befriedigung?", vermutete er. "Wahrscheinlich, weil Sie einfach dämlich sind." Er zog die Kopie der Anzeige heraus, die gegen ihn erstattet wurde, und ließ sie auf den Tisch gleiten. "Immer zuerst fragen", riet er. "Es ist vor zwei Wochen passiert, einen Tag nachdem Sie mich eingeladen hatten." Er sah kalt auf den Jüngling herab. "Kommen Sie nie wieder auf die Idee, in einem solchen Ton mit einem wie mir zu sprechen, kapiert?"

Er hatte den letzten Satz ruhig und leise ausgesprochen, aber die Drohung war unverhüllt durchgeklungen. Der Jüngling sah Kepler perplex an. Als sich ihre Blicke trafen, kroch Angst in seine Augen. Er senkte schnell den Blick. Kepler nahm seine Bewerbungsmappe und ging.

Zumindest hatte er neue Erkenntnisse gewonnen, das war wenigstens etwas.

8. Das Gespräch bei der Sicherheitsfirma in Rheine eine Woche später verlief ähnlich. Allerdings stand Kepler viel früher auf als bei der ersten Firma. Kommentarlos ließ er eine Kopie der Anzeige auf den Tisch des Personalchefs fallen und ging hinaus. Danach machte er sich auf den Weg nach Hause.

Er war enttäuscht. Von sich selbst, von der Welt, einfach von allem. Mittlerweile verwünschte er sich dafür, die Tat des Majors so sehr zu Herzen genommen zu haben, und bereute seine Entscheidung, das KSK verlassen zu haben.

Während er an den Läden der Innenstadt vorbeischrift, überlegte er ernsthaft, nach Calw zurückzukehren. Dann sah er eine offen stehende Tür. Aber hier wollte man nichts verkaufen, es war die örtliche Niederlassung des Verbandes mehrerer Hilfsorganisationen. Sie hatten nicht einmal Geld für die Klimaanlage in dem winzigen Büro, darum stand die Tür offen. An der Innenseite der Tür hing ein Plakat, das ein vor Hunger aufgedunsenes kleines schwarzes Kind zeigte. Eklige Fliegen krochen in seinen Augenwinkeln, die Lippen waren aufgeplatzt. Die Aufschrift bat um Spende. Kepler suchte das Kästchen mit Überweisungsträgern, da fiel sein Blick auf das Plakat im Fenster neben der Tür.

Helfen Sie vor Ort, stand darauf, persönlich, hautnah, mit eigenen Händen.

Kepler warf einen Blick auf seine Bewerbungsmappe. Neben der Tür stand eine Mülltonne. Kepler ließ die Mappe in die Tonne fallen und lockerte seine Krawatte, bevor er eintrat.

Eine recht ausgemergelte Frau mittleren Alters, halb Europäerin und halb Afrikanerin, die an einem Tisch saß, hob müde den Blick. Sie hatte schwarze Ringe unter den Augen und schaute Kepler ziemlich misstrauisch an.

"Tag", grüßte er.

"Hallo", erwiderte die Frau trocken. "Was kann ich für Sie tun? Wollen Sie nur einmalig spenden oder wollen Sie eine Patenschaft für ein Kind übernehmen?"

Sie kam sofort zur Sache. Es war kein Wunder, denn wahrscheinlich passierte es oft, dass viele satte Westler sich die Schauergeschichten über Afrika anhörten, mitleidig seufzten und dann wieder gingen, ohne einen Cent zu spenden.

Kepler schüttelte den Kopf.

"Weder noch."

"Was wollen Sie dann?", fragte die Frau genervt.

Ihr war es deutlich anzumerken, dass sie Besseres zu tun hatte, als irgendjemanden mit Geschichten über Afrika zu unterhalten. Kepler deutete zur Tür.

"Da steht, Sie suchen Leute für Afrika. Für welche Arbeit?"

Die Frau sah ihn überrascht an.

"Was können Sie denn?"

"Kochen kann ich schlechter als bescheiden", antwortete Kepler. "Aber ich kann LKW fahren – das allerdings gut. Ich kann auch ziemlich gut mit Werkzeug umgehen." Er dachte nach, aber mehr war da nicht. Und Scharfschützen suchten die hier sicher nicht. "Das ist alles", schloss er.

Die Frau lächelte zum ersten Mal. Zwar etwas widerwillig, aber immerhin.

"Sie wollen wirklich persönlich helfen?", vergewisserte sie sich.

Trotz des Lächelns klang sie misstrauisch. Kepler zuckte die Schultern.

"Ich bin aus der Armee ausgeschieden, habe keinen Job, aber massig Zeit."

"Und Sie wollen wirklich nach Afrika?", hakte die Frau noch einmal nach.

"Soll ich wieder gehen?", fragte Kepler und begann sich umzudrehen.

"Warten Sie", beeilte sich die Frau zu sagen. "Was wollen Sie machen?"

"Mit Kranken, Verletzten und mit Kochen will ich nichts zu tun haben", antwortete Kepler deutlich. "Alles andere geht."

"LKW fahren, sagten Sie?", dehnte die Frau nachdenklich die Worte und blickte fragend zu ihm auf. "Wie wäre es mit Gütertransport?"

"Okay", stimmte Kepler ohne nachzudenken zu.

"Ich gebe Ihnen Unterlagen von World Vision mit." Die Frau lächelte ihn an, aber nach wie vor irgendwie zögernd. "Sie können sie in Ruhe durchlesen und dann endgültig entscheiden."

"Nein, wir füllen den Vertrag gleich aus", widersprach Kepler.

Er hatte sich schon entschieden. Sicherheitsdienst fiel zumindest in der näheren Umgebung aus, LKW-Fahren war in Deutschland ein brutaler Job. Und seit er vor zwei Minuten beschlossen hatte, nach Afrika

zu gehen, fühlte er sich befreit. Der Druck, sich im zivilen Leben beweisen zu müssen, war weg. Außerdem wollte er klare Tatsachen haben, falls es mit Oma wegen seiner Entscheidung, nach Afrika zu gehen, Theater geben würde. Er lächelte entspannt, als er den verblüfften Blick der Frau sah. Es kam wohl selten vor, dass jemand kam, wollte und machte.

"Sie meinen es aber ernst", sagte sie beeindruckt, nachdem sie ihn einige Momente lang prüfend angesehen hatte. "Na, dann los."

Zwei Stunden später waren sie mit den ersten Formalitäten fertig. Die Frau versprach, Kepler würde so schnell wie möglich zum Einsatz kommen. Vielleicht hatte sie Angst, er könnte es sich doch noch anders überlegen. Aber Kepler hatte nicht vor, seine Entscheidung zu revidieren, auch wenn es länger dauern sollte, bis er nach Afrika gehen konnte.

Wie schon oft lag er mit der Einschätzung von Omäs möglicher Reaktion völlig falsch. Es war Sarah, die ablehnend reagierte. Oma dagegen lobte ihn, nicht überschwänglich, aber dennoch. Die einzige Erklärung, die Kepler in den Sinn kam, warum Oma sich so verhielt, war wohl auch die richtige.

Oma hatte ihm damals geraten, zur Bundeswehr zu gehen. Sie, und Kepler selbst auch, hatten angenommen, dass er Krieg nur spielen würde. Ansonsten sollte er Disziplin lernen und ein geregeltes Leben in klaren Hierarchiestrukturen führen. Das hatte er damals auch bitter nötig gehabt. Aber die Welt hatte sich verändert. Kepler hatte Krieg nicht nur gespielt, er hatte richtig gekämpft und er hatte Menschen getötet. Im Grunde war er nur die Waffe gewesen, den Tod seiner Ziele hatten Andere beschlossen, solche, die die Welt viel besser verstanden als er. Kepler hatte als Soldat getötet, Schuldgefühle hatte er deswegen keine. Und niemals hatten er und seine Kameraden auf Unbewaffnete auch nur im Spaß angelegt. Doch Oma war gläubig, für sie war das Töten eine Sünde. Sie meinte anscheinend, dass Kepler seine Taten wiedergutmachen musste. Deswegen begrüßte sie seine Entscheidung, etwas für die Elenden dieser Welt zu tun.

Jens stimmte ihr zu. Ihm hatte es nie gefallen, dass Kepler Soldat geworden war. Wie Oma vertrat er die Meinung, dass Menschen zu helfen viel besser war.

Dann tat Oma etwas, was sie nur einmal versucht hatte, als Kepler vierzehn gewesen war. Sie hängte ihm ein altes, kleines, verwittertes Holzkreuzifix um den Hals. Damals hatte Kepler es nicht haben wollen, mit der Kirche hatte er nichts zu tun. Dieses Mal ließ er Oma gewähren, damit sie ihre Freude hatte. Danach stimmte er ihrer langen Rede darüber, dass er vorsichtig zu sein hätte und gut auf sich aufpassen müsse, mit dem Essen und sonst auch, absolut zu.

Damit war die ganze Angelegenheit eigentlich erledigt. Aber Sarah versuchte wieder, Kepler von seinem Vorhaben abzubringen. Sie wusste, was in der Welt vorging, und sagte offen, dass sie Angst hätte, er würde nicht wiederkommen.

"Ich war im Krieg", entgegnete er, etwas Besseres war ihm nicht eingefallen.

"Aber da warst du Soldat und musstest tun, was man dir befohlen hatte", erwiderte Sarah. "Jetzt rennst du freiwillig mit nackter Brust ins scharfe Messer."

"Es ist nicht gefährlich", versuchte Kepler sie zu beruhigen. "Tausende Helfer sind in Afrika unterwegs. Es passiert nur selten etwas Schlimmes."

Sarah war überhaupt nicht überzeugt, sie wollte ihn partout davon abbringen, in einem afrikanischen Bürgerkrieg mit einem LKW herum zu fahren.

"Was soll ich denn hier?", fragte Kepler. "Ich habe keinen Beruf und kriege keinen Job wegen der Geschichte mit dem Pädophilen. Bei einer Zeitarbeitsfirma will ich nicht arbeiten. Zum Lernen bin ich viel zu alt. Ansonsten", er lächelte, "bin ich jung genug. Vielleicht mache ich Karriere als Weltverbesserer."

Schließlich fügte sich Sarah seinen Argumenten. Sie hatte aber auch keine Wahl. Sie war weder glücklich darüber, noch war sie mit dem Ganzen einverstanden. Sie akzeptierte zwar Keplers Entscheidung, aber er konnte ihr ansehen, dass sie angestrengt über Alternativen nachdachte. Kepler ahnte, dass sie sich den Kopf darüber zerbrach, wie sie ihn von seinem Vorhaben abhalten könnte.

Sie bekam keine Chance dazu. Einen Tag später führte ein Mitarbeiter von World Vision am Telefon ein Vorstellungsgespräch mit ihm durch. Zwei Tage später kam mit der Post das Flugticket nach London.

9. World Vision gehörte zu UNHCR, dem Hochkommissariat für Flüchtlinge bei den Vereinten Nationen. Die Hilfsorganisation war überwiegend im Rahmen des Welternährungsprogramms in Kriegsregionen und Katastrophengebieten tätig. Für die auf der ganzen Welt gesammelten Spenden wurden Produkte primären Bedarfs beschafft, Lebensmittel kaufte man möglichst vor Ort, damit die Menschen dort etwas Einkommen hatten. Anschließend wurden die Güter per Laster, selten per Flugzeug, zu den Notleidenden transportiert.

World Vision hatte nur wenige hauptamtliche Mitarbeiter und bei den Freiwilligen war es die Maxime dieser Organisation, möglichst viele Einheimische einzusetzen, damit sie lernten, sich selbst zu versorgen. Für die Westler dauerte der freiwillige Einsatz ein halbes Jahr, danach konnte man entscheiden, ob man weitermachen wollte oder nicht. Was die Bezahlung anging, existierte sie als solche nicht, abgesehen von Kost und Logis und einem kleinen Taschengeld.

Keplers Einsatz würde etwa neun Monate dauern. Das war beim ersten Mal immer so, zuerst musste er nach England. Dort waren einige Wochen zu verbringen, bis er ausreichend geimpft und ausgebildet war. Außerdem brauchte es Zeit, bis die nötigen Papiere beantragt und genehmigt wurden.

Die Ausbildung bestand darin, die Sprache, die Kultur und die Verhaltensregeln des Landes zu lernen, in dem man eingesetzt werden würde, und aus Fahrausbildung. Als Lehrer fungierten andere Freiwillige, die Pause zwischen den Einsätzen machten, und Afrikaner, die sich in England aufhielten.

World Vision unterhielt ein Ausbildungscamp in der Ortschaft Edney Common unweit von London. Außer Kepler gab es dort momentan zehn Freiwillige, aber er war der einzige Deutsche. Der Leiter des Camps sagte ihm, dass die Deutschen sich meist über den THW oder deutsche Hilfsorganisationen engagierten, Kepler sei der erste Germane seit langer Zeit bei World Vision. Die anderen waren vier Engländer, ein Italiener, zwei Franzosen, zwei Iren und eine Schwedin. Kepler war der einzige Ex-Militär in der Gruppe, die anderen waren Aussteiger aus zivilen Berufen. Sie alle suchten nach etwas Sinnvollem in ihrem Leben. Die beiden Franzosen waren Agraringenieure, die Engländer hatten in Büros und Banken gearbeitet. Nur der Italiener hatte einen Beruf als Handwerker ausgeübt. Die Schwedin war Lehrerin.

Keplers Umgang mit den anderen beschränkte sich darauf, mit jedem in dessen Sprache zu reden, damit er Übung hatte, ansonsten hielt er sich abseits. Seine freie Zeit verbrachte er damit, das Gelernte zu vertiefen und bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu trainieren. Er tat es immer für sich allein. Freundschaften konnte er mit den anderen nicht schließen. Er wollte es auch nicht. Er beteiligte sich nie an ihren Gesprächen. Die kamen ihm hochtrabend vor, besonders, wenn sich die Schwedin darüber ausließ, wie der Wohlstand des Westens sie anwiderete. Kepler wusste, dass niemand von ihnen, ihn selbst eingeschlossen, die Welt auch nur ein bisschen verändern konnte. Ihre Aufgabe bestand lediglich darin, das Leid einiger Menschen zu lindern. Und extreme menschliche Not ließ keine Träumereien zu. Noch mehr als unrealistische Vorstellungen störte es Kepler, dass die anderen in Afrika auch die Romantik der großen weiten Welt erleben wollten. Kepler hatte genug vom Krieg gesehen und wusste, dass Elend nichts Romantisches an sich hatte. Darum konzentrierte er sich auf den Unterricht.

Die meisten aus der Gruppe würden im Sudan eingesetzt werden, wo Arabisch eine der beiden Amtssprachen war. Bald sprach Kepler es halbwegs hinreichend, darum fing er an, Swahili – wie früher Suaheli genannt wurde – und Tigrinya zu lernen, für den Fall, dass er nach Kenia oder Eritrea gehen müsste.

World Vision konnte sich nicht viel leisten, darum war die Fahrausbildung nicht umfangreich, es wurden nur die Grundregeln des Fahrens im unwegsamen Gelände vermittelt. Etwa ein Zehntel der Straßen im Sudan war asphaltiert, die neunzig anderen Prozent waren einfache Pisten, auf denen manchmal Striche aufgemalt waren. In den Tiefen des Landes gab es nicht mal das, nur mehr oder weniger festgefahrene Pfade. Kepler gewöhnte sich zwar schnell an Rechtslenker, die in Afrika zuhauf unterwegs waren, er fand es aber widernatürlich, auf der falschen Seite zu sitzen. Gefahren wurde auf einem Scania. Das schwedische Unternehmen unterhielt Montagewerke in einigen afrikanischen Ländern, deswegen waren die LKW dort recht verbreitet, vor allem die Hauberversionen, die Kepler ausgesprochen gut gefielen. Abgesehen davon, dass es ein Rechtslenker war, fand er den Scania an sich sehr gut, besser als die Mercedes-LKW, die er bei der Bundeswehr gefahren war. Er fühlte sich bei dieser Feststellung genauso unwohl wie damals bei den Waffen, aber er blieb in der eigenen Subjektivität objektiv und mochte die schwedischen Laster schweren Herzens.

Obwohl er sich so gut wie gar nicht am Leben der Gruppe beteiligte, bat ihn die Schwedin nach einiger Zeit um Hilfe. Sie war sehr ehrgeizig und wollte gut Arabisch sprechen. Darin war sie in der Gruppe die Beste, doch an Kepler kam sie nicht annähernd heran. Die zweite Amtssprache im Sudan war Englisch, aber für eine Lehrerin gehörte es sich einfach, auch Arabisch gut zu sprechen. Akademisch stand Kepler hinter Rosa, obwohl sie sechs Jahre jünger war. In Bezug auf Lebenserfahrung konnte sie aber nicht ansatzweise mit ihm mithalten. Er genoss die Stunden mit ihr. Und seit sie ihn einmal bei einem Schattenkampf beobachtet hatte, gab es eine erotische Anziehung zwischen ihnen. Deswegen waren die anderen Männer sauer. Sie äußerten das aber nie offen. Der Leiter des Camps hatte sich mal verplappert, dass Kepler bei einer Spezialeinheit gedient hatte. Aber schon vorher hatte niemand ihn auch nur reizen wollen.

Kepler verbrachte dreizehn Wochen im Ausbildungscamp. Die letzten vier Wochen erklärten sich mehr aus dem Umstand, dass afrikanische Regierungen viel Zeit brauchten, um die Einreise der freiwilligen Helfer zu genehmigen.

Schließlich war auch das passiert, und die Gruppe wurde aufgeteilt. Der Italiener ging nach Eritrea, die beiden Franzosen nach Kongo. Der Rest der Gruppe würde im Sudan eingesetzt werden, in der Provinz Dschanub Kurdufan.

Die letzten drei Tage vor der Abreise nach Afrika wollten alle nutzen, um nach Hause zu fliegen und sich von der Familie zu verabschieden.

10. Das war der vorrangige Grund, aber genauso wichtig war für Kepler die Kleidung. Wenn er seine gewohnte trug, spürte er sie nicht,

und er konnte sich darin frei bewegen. In anderen Klamotten hatte er dieses Gefühl nicht.

Zu Hause packte er seine ganze Habe in seinen Marschrucksack.

Beim KSK hatte Kepler für sich eine auf seine Bedürfnisse angepasste Kampfmittelweste aus tarnfarbenem Segeltuch anfertigen lassen. Die KMW hatte Einlagen aus beschusshemmendem Material der Schutzklasse SK4. Die Kevlarplatten waren verkleinert, die KMW bot dennoch guten Schutz, und die Beweglichkeit des Oberkörpers war fast uneingeschränkt erhalten geblieben. Damit die KMW eng saß, war sie mit Klettverschlüssen einstellbar. Sie war im Prinzip ein maßgeschneiderter Rucksack, in dem Kepler alles dabei hatte und nur einen Griff brauchte, um das Gewünschte in die Hand zu bekommen. Die Weste hatte eine Unmenge an Taschen, in denen Nahrung, Verbandzeug, eine Glock17 mit Schalldämpfer und sechs dazugehörige Ersatzmagazine untergebracht werden konnten. Die Pistole fehlte Kepler ziemlich.

Die Hosen, die er immer trug, waren so unverwüstlich wie die KMW, hatten viele Taschen und Laschen, an denen Ausrüstung befestigt werden konnte.

Im Laufe der zwölf Jahre hatten sich Keplers Füße völlig und absolut an die Bundeswehrrucksackstiefel gewöhnt. Er war froh, die wahrlich gar nicht schlechten Boots von World Vision nicht mehr tragen zu müssen.

Nicht minder als an die Stiefel, hatte sich Kepler an seine Handschuhe gewöhnt. Ein SEAL hatte ihm mal bei einer gemeinsamen Übung ein Paar Nomexhandschuhe geschenkt. Sie waren aus grünem, feuerfestem und atmungsaktivem Stoff, waren bequem und tastecht, ihre Unterseite aus dünnem, festem Leder grauer Farbe war rutschfest. Solche Handschuhe wurden in den USA von Militärpiloten benutzt, aber auch Soldaten der Spezialeinheiten trugen sie mit Vorliebe. Der SEAL hatte sie von einem F/A-18-Piloten bekommen und sie dann Kepler geschenkt, weil sie beide Glocks mochten und sich für die Astronomie interessierten. Im Gegenzug hatte Kepler den SEAL in einer Kneipe, die von deutschen Auswanderern betrieben wurde, mit Weizenbier abgefüllt. Kepler war von den Handschuhen so begeistert, dass er noch zwei Paar besorgt hatte.

Seine sämtlichen Pullover, Shirts und Unterwäsche von der Bundeswehr nahm Kepler auch mit. Und auch sein Multifunktionsmesser. Verglichen damit war ein Schweizer Offiziersmesser nur etwas zum Beeindrucken von Mädchen.

Am Abend des dritten Tages ging Kepler allein in die Stadt. Es war ein Ritus, er ging immer durch seine Stadt, wenn er für längere Zeit weg musste.

Nach diesem seltsamen Spaziergang, bei dem er seine Heimat in sich aufnahm, bekam er Durst. Er ging gerade an einer Bar vorbei und entschied, dort den letzten Abend im Okzident zu verbringen, bevor er

mit seiner Familie am Tisch zum letzten Frühstück sitzen würde. Er ging hinein, bestellte ein Bier und ließ sich auf einem Hocker nieder. Eine junge Frau an einem Zweiertisch am Fenster zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er stand gleich wieder auf und ging zu ihr.

"Entschuldigen Sie bitte, aber ich muss mich kurz mit Ihnen unterhalten. Ich habe meine Frau hier irgendwo verloren." Er sah sich demonstrativ um, weil die junge Frau ihn skeptisch musterte. "Sobald ich eine andere Frau anspreche", behauptete er völlig ernst, "taucht meine wie aus dem Nichts auf." Die junge Frau lächelte verhalten. Sie musterte ihn nochmal, dann sah sie sich ebenfalls mit betont deutlichem Misstrauen und sehr langsam um. "Zehn Sekunden nachdem ich Ihre Telefonnummer habe, ist sie hier", erklärte Kepler ungerührt den offensichtlichen Widerspruch zu seiner Behauptung.

"Das ist doch eine Anmache", vermutete die Frau.

"Ja", gab Kepler zu. "Gelungen?", erkundigte er sich.

"Mal was Neues", wich die Frau aus.

"Nie könnt ihr eine direkte Antwort auf eine direkte Frage geben", beschwerte sich Kepler. "Macht wohl einen großen Teil eures Zaubers aus."

"Nehmen Sie Platz." Die Frau wies lächelnd auf den Stuhl ihr gegenüber. "Maja", stellte sie sich vor. "Keine Witze darüber", warnte sie sofort.

"Bsss", machte Kepler, ohne das Gesicht zu verziehen. "Würde mir nie in den Sinn kommen", beteuerte er anschließend und reichte Maja die Hand. "Dirk."

Er bestellte zu trinken und sie sprachen über belanglose Themen. Dann kam eine Freundin von Maja. Sie beäugte Kepler erst misstrauisch, bis er sie mit einem Wortspiel belustigte, in dem er Parallelen zwischen den hier feilgebotenen Getränken und dem Stern Alpha Crateris zog, dessen arabischer Eigenname Alkes Becher bedeutete. Sie zogen an einen größeren Tisch um und redeten weiter.

Kepler hielt sich mit dem Trinken zurück, er vertrug Alkohol nicht besonders gut. Nach dem zweiten Bier trank er Wasser. Dennoch, die Wirkung des Alkohols wurde durch die zwei schönen Frauen neben ihm und die ganze Atmosphäre der Bar verstärkt, sodass Kepler sich trotzdem leicht beschwipst fühlte.

Gegen Mitternacht brachen Maja und ihre Freundin auf.

"Wir müssen los, wir müssen morgen früh raus", sagte sie. Dann kicherte sie und zog eine Visitenkarte aus ihrem Täschchen. "Zeig sie nicht deiner Frau."

"Ich habe keine", gestand Kepler.

"Ach ne." Maja zwinkerte ihm zu. "Ruf an, am Wochenende oder so."

Sie winkte, dann gingen sie und ihre Freundin weg.

"Gilt das für in einem halben Jahr auch?", murmelte Kepler, als sich die Frauen in der Tür umdrehten und ihm zulächelten. "Wohl nicht."

Er blieb noch für eine Zigarette in der Bar. Als er auf dem Weg nach Hause das Gebäude passierte, in dem die Sicherheitsfirma residierte, bei der er das erste, für ihn so aufschlussreiche Vorstellungsgespräch hatte, blieb er stehen. Er hob den Blick zu den dunklen Fenstern und spürte wieder den Unmut über den hochmütigen Jüngling, der meinte, alles im Leben zu wissen, in Wirklichkeit aber kaum Ahnung hatte. Kepler schüttelte den Kopf und ging weiter.

Die vier Männer, die ihm entgegen schlenderten, wirkten sehr lässig und sehr von sich eingenommen. Sie gingen fleghaft nebeneinander und nahmen dabei fast die ganze Breite des Weges ein. Der, der auf Kepler zuing, machte keine Anstalten auszuweichen. Kepler hatte nur etwa einen halben Meter bis zur Wand links neben sich, die Kerle dagegen jeweils etwa einen Meter Abstand zueinander. Der Unmut, den er vorhin empfunden hatte, richtete sich gegen diese vier blasierten Kerle. Kepler wich ebenfalls stur nicht aus. Die Unterhaltung der vier Männer brach ab, als sie sahen, dass er unbeirrt auf sie zuhielt. Alle vier blickten ihn an. Kepler sah gleichgültig zurück und spannte die rechte Schulter an. Kurz bevor sie auf die Schulter des ihm entgegenkommenen Mannes traf, stieß er seine Schulter vor, damit es ein Schlag wurde. Der Mann stöhnte auf. Kepler ging ruhig weiter. Er hörte aber, dass die vier Männer stehengeblieben waren.

"Eh", hörte er einen herausfordernden Ruf.

Kepler ging noch zwei Schritte, blieb stehen und drehte sich um. Es war die richtige Entscheidung, die vier Männer waren schon hinter ihm hergegangen. Im Licht eines Schaufensters sah Kepler ein Pärchen, das sich leicht geduckt und mit hastigen Schritten entfernte. Indessen blieben die vier Männer direkt vor ihm stehen. Abwartend schweigend musterten Kepler und sie einander.

"Wie wär's mit einer Entschuldigung?", fragte schließlich derjenige drohend, der mit ihm zusammengestoßen war.

"Ich höre", lud Kepler ein.

Die vier sahen ihn einfältig an.

"Du sollst dich entschuldigen", verlangte der Typ verdattert.

"Wofür?"

"Du hast mich angerempelt, du Affe", der Ton des Mannes wurde drohend.

"Du hast es so gewollt", behauptete Kepler ruhig. "Stehst du auf Männer?"

"Eh, bist du lebensmüde?", fragte ein anderer. "Weißt du, wer wir sind?"

"Ich ahne es", antwortete Kepler höhnisch. "Idioten", riet er. "Richtig?"

"Eh, pass auf, du", mahnte einer wütend.

"Sonst ehst du mich nochmal an, oder was?"

"Weil ich dir sonst die Eier abschneide, klar?"

"Du?" Kepler legte alle Verachtung und Spott, zu denen er fähig war, in die Frage. "Ganz allein? Oder wollen die drei Würstchen da dir helfen?" Das wirkte sofort. Der Kerl, der ihm gedroht hatte, zog ein Butterflymesser aus der Tasche und faltete es lässig gekonnt mit einer Hand auf. "Wisst ihr was?", fragte Kepler freudig. "Ihr kommt mir gerade recht."

Er sprang auf die Männer zu. Der mit dem Messer sah den Schlag nicht einmal kommen, der ihm die Nase brach. Die beiden anderen lagen ebenso schnell am Boden. Der vierte hatte Zeit zu reagieren und kickte mit dem Fuß nach Keplers Kopf. Kepler wich mühelos aus. Der Mann nahm die Arme hoch und sprang mit dem ausgestreckten Fuß voran vor. Kepler wich wieder ohne Anstrengung zur Seite aus und schubste den Mann einfach. Der war überrascht und konnte sich nur mit Mühe aufrecht halten. Er wirkte nun verwirrt und unsicher.

"Pass auf, das macht man anders", sagte Kepler.

Er machte einen Schritt auf den Mann zu und schlug ihm mit dem rechten Fuß gegen das Knie, die Schulter und das Ohr. Er hatte die Schläge so dosiert, dass der Mann gerade noch auf den Beinen blieb.

"Kapiert?", fragte Kepler. "Fresse so groß wie ein Scheunentor", bescheinigte er spöttisch, "dabei hapert es mit dem Taekwondo gewaltig."

Die Taktik wirkte, der Kerl bauschte sich auf.

"Ich poliere dir die Fresse!", versprach er.

"Nö."

"Und dann bumse ich deine Mutter!"

"Das", sagte Kepler eisig leer und jetzt ohne jegliche Freude, "das hättest du besser nicht einmal gedacht."

Er war so schnell bei seinem Gegner, dass der es nicht schaffte, auch nur ansatzweise zu reagieren. Erst nach Keplers zweitem Schlag in sein Gesicht hob er die Arme. Kepler überwand mühelos die schwache Abwehr. Mit dem Ellenbogen brach er dem Mann den Kiefer. Die Schläge unter die Rippen hielten den Mann noch kurz aufrecht, dann schickte Kepler ihn mit einem brutalen Roundhousekick gegen den Kopf auf den Boden. Die Stirn des Mannes schlug dumpf darauf. Er blieb reglos liegen und unter seinem Kopf bildete sich eine Blutpfütze. Die anderen drei hatten sich mittlerweile wieder auf die Beine hochgerappelt und sahen Kepler aus geweiteten Augen an. Er sprang zu ihnen. Dem mit der gebrochenen Nase brach er mit einem Knieschlag eine Rippe und der Kerl fiel stöhnend zu Boden. Mit drei Schlägen machte Kepler die verschränkten Arme des nächsten auseinander und schickte ihn mit einem brutalen Schlag auf den Solarplexus schlafen. Der vierte war währenddessen allmählich zu sich gekommen und wollte davonlaufen. Kepler brauchte nur eine Sekunde, um ihn einzuholen und mit einem Schlag gegen die Wade von den Beinen zu reißen. Dann hielt er über ihm inne. Er war nicht im Krieg und er hatte die Männer hart genug

zusammengeschlagen. Er entspannte sich und senkte die erhobene Faust.

"Weitere Probleme mit mir?", fragte er dennoch drohend. Der Typ schüttelte verzweifelt den Kopf, ohne ihn anzusehen. Kepler zog ihn auf die Füße und sah ihm aus direkter Nähe in die Augen. "Dann sammle deine Kumpels ein und verpissst euch", befahl er. "Sehe ich euch noch einmal, töte ich euch", schloss er kalt. "Ruf einen Krankenwagen."

Der Mann nickte und Kepler versetzte ihm einen Schlag, der ihm die Luft aus der Lunge trieb. Keuchend klappte er zusammen und fiel auf den Boden.

11. Am nächsten Tag verabschiedete sich Kepler nach dem Frühstück von seiner Familie, und Jens brachte ihn zum Flughafen nach Münster.

Sechs Stunden später war Kepler im Camp von World Vision. Am Abend desselben Tages brachte der Leiter des Camps ihn und die anderen, die nach Sudan gingen, nach Heathrow und steckte sie in eine Boeing757 der British Airways.

Die Gruppe machte es sich, soweit es möglich war, in der Touristenklasse bequem. Die Schwedin wollte neben Kepler sitzen. Das lag wohl daran, dass er nicht aufgeregt war. Die anderen Männer der Gruppe konnten ihre Nervosität mehr oder minder gut verbergen, doch anzusehen war sie ihnen allen.

Der Flug dauerte achteinhalb Stunden. Kepler hätte gern geschlafen, aber Rosa war aufgedreht und redete ohne Unterlass und recht zusammenhanglos. Er unterhielt sich mit ihr, damit sie nicht völlig durchdrehte. Als sie im Endanflug auf Khartum waren, beugte sich die Schwedin nervös zum Fenster. Sie schauderte leicht, danach sah sie Kepler an. Sie zweifelte sichtlich, ob sie sich dieses Abenteuer gut überlegt hatte.

In Khartum wurden sie von einem Mitarbeiter von World Vision empfangen, der ihnen bei den Einreiseformalitäten half. Danach chauffierte er sie in einem klapprigen Mazda-Bus quer durch die Stadt zum Hauptquartier der sudanesischen Abteilung von World Vision. Der Minibus war ein Rechtslenker, und obwohl im Sudan seit den Siebziger Jahren Rechtsverkehr herrschte, sah Kepler viele Autos, die das Lenkrad auf der falschen Seite hatten. Er wünschte sich, sein LKW würde ein Linkslenker sein. Seine Mitreisenden unterhielten sich währenddessen angeregt mit dem Fahrer und schauten neugierig staunend durch die Fenster in die ihnen noch fremde Welt der sudanesischen Hauptstadt.

Sie war eigentlich gar nicht so groß, sah man von Omdurman und al-Chartum Bahri ab. Die Kernstadt, Khartum selbst, war im Zentrum eine recht moderne Metropole, mit vielen großen und hohen Häusern und breiten Straßen, die sehr verkehrsreich waren. Die Außenbezirke

waren dagegen richtige Slums, dort lebten unzählige Flüchtlinge in armseligen Hütten ohne die elementarsten Dinge.

Der Minibus passierte den Zusammenfluss des Weißen mit dem Blauen Nil und fuhr über eine Brücke weiter nach al-Chartum Bahri, die kleinste der drei Städte, die die Khartum-Agglomeration bildeten.

Nach der relativ kurzen Fahrt durch die bunte, schrille und laute Welt, die mit seltsamen Gerüchen angefüllt war, passierte der Mazda irgendwo am Stadtrand das schiefe Tor eines umzäunten Geländes. In dessen Mitte hielt der Fahrer an und hieß die Gruppe auszusteigen. Das Lager von World Vision mutete chaotisch an. Es gab schiefe Schuppen an einem Ende, verschiedene Fahrzeuge standen am anderen. Dominiert wurde die Einrichtung von einer großen Lagerhalle.

Kepler setzte die Sonnenbrille auf, schulterte den Rucksack und ging mit den anderen hinter dem Fahrer her. Es war mit etwa dreißig Grad tropisch heiß und im Mazda hatte es keine Klimaanlage gegeben. Kepler spürte wie ihm der Schweiß den Rücken herunterfloss, wünschte sich sehnlichst eine Dusche und vermutete, dass es mit dem Duschen in nächster Zeit eher knapp werden würde.

In der Halle, die halb mit Säcken und Tonnen gefüllt war, zeigte der Fahrer in eine Ecke, in der es dunkel und von der Temperatur her erträglicher war. Er verabschiedete sich und verschwand. Ein Mann stand von einem langen, mit Unmengen an Papierstücken bedeckten Tisch auf und winkte die Gruppe zu sich.

"Willkommen im Sudan", grüßte er.

Er war Ire, seine roten Haare konnte man sogar unter dem arabischen Kopftuch sehen. Auch ansonsten war er landestypisch gekleidet, mit langer weißer Hose und ebensolchem Hemd. Kepler entschied, auch ein Kopftuch zu tragen, er hatte eins in seinem Rucksack. Er hatte es auch bei der Bundeswehr getragen, weil er es weniger störend fand, als den breitrempigen weichen Hut.

"Ich bin Patric Moor", stellte sich der Rothaarige währenddessen vor, "so etwas wie der Manager hier." Trotz des Lächelns konnte man ihm ansehen, dass er unter Schlafmangel litt und schrecklich müde war. Er rieb sich die Augen. "Ihr bleibt ein paar Tage hier, bis der Konvoi kommt, mit dem ihr nach Kaduqli reisen werdet. Sucht euch bis dahin einen Schlafplatz in den Baracken." Er deutete in Richtung der kleinen Gebäude. "Es gibt zwei Männer- und eine Frauenbaracke, und eine gemischte. Pro Baracke gibt es eine Dusche, die Klos sind draußen. Fragt jemanden, wo ihr alles findet. Geduscht wird einmal", er betonte das Wort deutlich, "pro Tag, gegessen zweimal, morgens und abends, hier drin oder draußen. Es gibt das gleiche Essen für alle. Ihr könnt euch natürlich auch was in der Stadt besorgen, das müsst ihr dann aber selbst bezahlen. Telefon nach Europa gibt es hier, aber nur für die Verwaltung und für Notfälle. Wenn ihr telefonieren wollt - in der Stadt gibt es Internetcafés, dort geht es gut." Moor sah sie nacheinander an,

um die Wirkung seiner kleinen Rede festzustellen. Die Schwedin und die ehemaligen Büroleute waren niedergeschmettert, was Moor sichtlich amüsierte. Seine beiden Landsleute und Kepler waren ruhig geblieben. Kepler war ob des Komforts sogar positiv überrascht. "Du bist die Lehrerin", meinte Moor mit einem Blick auf Rosa und wartete ihre Bestätigung nicht ab. "Wer ist LKW-Fahrer?" Kepler und die beiden Iren hoben die Hände. "Nur drei?", entrüstete sich Moor. "Ich wollte sieben haben!" Er richtete den Blick auf die vier Engländer. "Was könnt ihr?" Sie hoben unschlüssig die Schultern. "Könnt ihr Minibusse fahren?", fragte Moor sie wehleidig. "Wenigstens etwas", seufzte er, nachdem die Männer genickt hatten, und sah zu Rosa. "Du kannst gern bis zum Abendessen in der Baracke bleiben oder dir das Lager ansehen", sagte er und grinste leicht nach einem Blick auf die Schwedin, dann wurde er wieder ernst und winkte Kepler und den anderen. "Ihr kommt mit." Er führte sie zum Abstellplatz. Dort stand zwischen zwei Ivecos ein Scania-T3-Hauber. Er hatte zwar ein sonderbares Fahrerhaus, war aber ein Linkslenker. Es gab noch sieben Mercedes SK und vier DAF95. Dazwischen standen Minibusse von der Art des Mazdas, mit dem die Gruppe hergebracht worden war. "Ihr vier sucht euch jeder einen Bus aus", sagte Moor zu den Engländern und blickte Kepler und die Iren an. "Ihr welche von den Großen." Er deutete undefiniert hinter die LKW. "Dort ist die Werkstatt. Ein alter Schwarzer, er heißt Butu, leitet sie, er gibt euch die Schlüssel von den Lastern. Wir haben im Moment nur zwei Mechaniker, und die haben mehr als genug zu tun. Also seht eure Autos selbst durch", richtete er die Ansage an alle. "Ihr fahrt in drei bis vier Tagen nach Kaduqli, bis dahin müssen die Kisten fit sein und achthundert Kilometer durchhalten können. Wenn ihr etwas braucht, fragt die Mechaniker, die geben euch Werkzeuge und Teile, sofern vorhanden. Viel Spaß."

Moor drehte sich um und ging ohne ein weiteres Wort davon. Die Männer blickten erst einander unschlüssig an, dann ratlos in die Umgebung.

"Der Scania ist meiner", bestimmte Kepler.

Seine Worte waren wie ein Startsignal, die anderen gingen zögernd zu den Fahrzeugen. Kepler machte sich auf den Weg in die Werkstatt. Die entpuppte sich als eine alte Scheune, in die mit viel Mühe ein LKW hineinpasste. Kepler blieb im Tor stehen. Es war laut, aber er sah niemanden.

"Onkel Butu!", schrie er, um das Kreischen einer Flex zu übertönen.

Eine Minute später erschien ein alter Mann in blauer Mechanikermontur. Er hatte eine Glatze, einen schütterten Ziegenbart und er humpelte.

"Was willst du?", wollte er kurzangebunden wissen.

"Den Schlüssel vom Scania", antwortete Kepler. "Bitte."

"Bist du neu?"

"Ja, Sir."

Wie im Deutschen gab es auch im Arabischen eine Höflichkeitsform, aber sie wurde nicht genauso verwendet. Nur sehr hohe Persönlichkeiten wie Könige, Präsidenten und Universitätsrektoren wurden gesiezt. Im alltäglichen Leben wurde praktisch nur geduzt, auch unter Menschen, die sich nicht kannten. Und die Anrede *Sir* war unter normalem Volk unüblich. Deswegen gefiel Keplers Höflichkeit dem Alten anscheinend sehr. Seine Lippen zogen sich auseinander und offenbarten brutal ehrlich das Fehlen von dreiviertel seiner Zähne.

"Warte", sagte er freundlicher und humpelte davon.

Er war bald zurück und drückte Kepler einen Schlüssel in die Hand.

"Kennst du dich mit Autos aus?", fragte er.

"Ein bisschen, Onkel Butu."

"Wieso sagst du Onkel zu mir?", staunte der Alte.

"Wie soll ich dich denn anreden?", fragte Kepler zurück.

Butu grinste wieder sein zahnloses Lächeln.

"Onkel ist schon in Ordnung", meinte er zufrieden. "Und wie heißt du?"

Bei Keplers erstem Auslandseinsatz hatte ein Franzose ihn in Little Joe umgetauft. Little war schnell weggefallen, Joe war geblieben. Sogar seine Kameraden hatten ihn so genannt, wenn sie außerhalb Deutschlands unterwegs gewesen waren. Und jetzt war es auch ein anderes Leben, und irgendwie wollte Kepler seine Vergangenheit und sein bisheriges Ich von sich rücken.

"Joe", antwortete er.

"Na dann, Joe, mach mal", sagte Butu. "Wenn du was brauchst, sag Bescheid."

"Danke."

Der Scania war ein Baustellenfahrzeug mit drei Achsen und Allradantrieb. Er stammte sogar aus der Heimat, stellte Kepler fest, als er das SP-Schild sah, das den Juni zweitausend als den Monat der nächsten Untersuchung auswies. Das war schon zwei Jahre her, trotzdem freute sich Kepler, der Kipper musste gut sein. Der ehemals grüne LKW war dünn mit weißer Farbe überstrichen, an den Türen prangten in verblichenem Blau die Aufschriften UNO, UNCHR und das Logo von World Vision. Der Stern darin war fast nicht mehr sichtbar. Das Fahrerhaus war die einfache Ausführung für den Nahverkehr. Als Ausgleich dafür entpuppte sich der groteske Aufbau darauf als ein Schlafplatz, den jemand mit Sicherheit schon im Sudan aufgeschweißt hatte. Das Ding sah gewollt und nicht wirklich gekonnt aus, war aber recht geräumig und hatte ein klappbares Fenster.

Kepler startete den Motor, der erstaunlicherweise fast sofort ansprang, und fuhr ein paar Meter vor und zurück. Dann drehte er eine Runde um den Hof. Die Kupplung ließ sich schwer treten, ansonsten schien alles halbwegs in Ordnung zu sein. Kepler kam zurück zum

Abstellplatz, wo sich die beiden Iren immer noch um einen der Ivecos stritten. Der war ein Rechtslenker, der andere nicht.

Den Rest des Tages verbrachte Kepler damit, den Scania zu inspizieren. Er fand schnell heraus, warum die Kupplung so schwer ging. Der Anschluss des Nehmerzylinders war undicht. Einen passenden Schlauch hatte Butu nicht, aber Panzerband. Kepler wickelte prompt eine halbe Rolle um den Riss. Danach kroch er millimeterweise nach hinten. Er fand verschlissene Gummilagerungen und eine gebrochene Federlage an der ersten Hinterachse. Butu meinte, Gummi sei eh nur Luxus, solange die Lagerungen selbst heile waren, würde es nur klappern. Das mit der Federlage wäre auch nicht schlimm, es seien noch genug andere da. Kepler gefielen die Aussagen nicht. Butu fragte ihn daraufhin vergnügt, wo er bitteschön die Ersatzteile hernehmen wolle. Diesem Argument musste Kepler sich fügen. Der Alte, der ihn anerkennend ansah, seit er den Federbruch gefunden hatte, lachte, gab ihm einen Tee aus und klärte ihn eine Stunde lang über die Tücken des hiesigen Fernverkehrs auf.

Dann hallten Rufe über das Lager, das Essen war fertig. Kepler ging mit Butu zur Lagerhalle, nachdem er seinen Rucksack im Lastwagen eingeschlossen hatte. An der Feldküche reihten sie sich in eine Schlange ein. Fünf Minuten später bekam Kepler eine Schale mit so etwas wie Haferschleim, ein Stück Brot und eine PET-Flasche mit Wasser. In der Halle gab es zwar Essenstische, aber Butu meinte, an der frischen Luft würde es besser schmecken. Das musste es zwangsläufig, schlechter ging es wohl kaum. Kepler folgte dem Afrikaner hinaus. Sie ließen sich im Schatten der Lagerwand auf der Erde nieder. Kepler verdrängte die Erinnerung an die Kochkünste von Oma und Sarah, und löffelte den Schleim aus. Wenn man nicht hinsah, schmeckte das Zeug eigentlich nicht schlecht. Butu beobachtete ihn erst amüsiert, dann anerkennend.

"Warst du früher Soldat, Joe?"

"Ja, Onkel Butu."

Der Alte nickte beifällig. Kepler wischte mit dem Brot die Schale aus und machte die Flasche auf.

"Darf ich mich zu euch setzen?", hörten sie eine mutlos klingende Stimme.

Er hob den Kopf. Rosa stand mit verzogenem Gesicht vor ihnen und hielt ihre Essenschale weit von sich, um den Geruch des Essens nicht einzuatmen. Kepler machte eine einladende Geste. Rosa setzte sich neben ihn und blickte angewidert auf den Schleim. Dann stocherte sie unwillig mit dem Löffel darin herum.

"Sieh nicht hin", riet Kepler ihr. "Schling es einfach herunter und denk nicht nach, was du da im Mund hast."

"Ich habe mir das alles hier ganz anders vorgestellt", sagte Rosa verlegen und schuldbewusst. "Ich fühle mich so... entbehrlich."